Landes-
bibliothek
Coburg

18111.
V
13/10.
48
Landes-
bibliothek
Coburg

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigsten Produkte
der
schönen Literatur,
herausgegeben
von
G. Merkel.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber besonnen!

Dritter Band.
Vom Mai — August 1801.

Berlin, 1801.
In Commission bei K. Quien.

BI 10/48

Coburger Landes-Bücherei

Landes-
bibliothek
Coburg

Inhalt
des dritten Bandes.

Oeffentliche Ehrenbezeigungen, die der Verfasser erhielt. 537
Vier und dreißigster Brief. Beschluß über: Urania, von Tiedge. 541
Fünf und dreißigster Brief. Maria Stuart, von Schiller. 553
Sechs und dreißigster Brief. Carl der Große, ein romantisches Gemälde.
Sieben und dreißigster Brief. Titan von Jean Paul, 2ter Band. 597
Acht und dreißigster Brief. Zeitung für die elegante Welt. 601
Neun und dreißigster Brief. Maria Stuart, ein Trauerspiel von Schiller. (Beschluß.) 617
Vierzigster Brief. Korane, ein morgenländisches Mährchen, von Anton Wall. — Heirathshistorien, von Friederich Laun. — Klagelied der jetzigen Männer und die wunderbare Gesellschaft, von Jean Paul. 647
Ein und vierzigster Brief. Bianka del Giglio, eine romantische Dichtung von L. Th. Kosegarten. 665

Zwei und vierzigster Brief. Carlo. (Eine wahrhaft romantische Dichtung.) - 684
Drei und vierzigster Brief. Rigisches Taschenbuch für den Sommer-Genuß 1801. 694
Vier und vierzigster Brief. Gedichte von Johann Gottfried Seume. 704
Fünf und vierzigster Brief. Herr Lorenz Stark, ein Charakter-Gemälde von Engel. 718
Sechs und vierzigster Brief. Herzlich wohlgemeinte Rathschläge an den Hrn. Redakteur der Zeitung für die elegante Welt. — Der Todtengräber, ein Gegenstück zur Urne. 742
Sieben und vierzigster Brief. Herr Lorenz Stark, von Engel. (Beschluß.) 748
Acht und vierzigster Brief. Oktavia, ein Trauerspiel von Kotzebue. 769
Neun und vierzigster Brief. Taschenbuch für 1802. Braunschweig bei Vieweg. 781

Oeffentliche Ehrenbezeugungen, welche diese Briefe dem Verfasser erwarben.

Ihr Schmäh'n ehrt mehr als jedes Lobgedicht.

— .

1. Herr Johann Gottlieb Fichte, ehemals Professor zu Jena, — ein Mann von großem Scharfsinn und großer Energie des Geistes, der indeß aus Mangel wirklicher Gelehrsamkeit den Scharfsinn dazu anwendet, lächerliche Spitzfündigkeiten, eines alten Talmudisten würdig, und schon zwanzigmal widerlegt, oder mit gerechter Verachtung bei Seite geworfen, noch einmal aus-

zuhecken; seine Energie aber, jene Lächerlichkeiten durch Schmähungen und Pralereien, geltend zu machen; — Herr Fichte also hat eine pedantische Witzelei gegen einen Mann, der in jedem wirklichen Verdienste, ich sage wenig, weit über ihm steht, zu einem Buche von acht Bogen ausgesponnen, und es von seinem Spießgesellen, dem ber... Au. W. Schlegel herausgeben lassen. In diesem Buche steht folgende Stelle:

„Wenn man einem Hunde das Vermögen der Sprache beibringen könnte, so würde dieser eine Aesthetik entstehen lassen, nach welcher jeder Spitz die Fehler in Herrmann und Dorothea so fertig nachweisen könnte, als es jetzt nur Gottfried Merkel vermag."

Obgleich ich nicht Gottfried heiße, scheint es doch, als wenn Herr Fichte von mir gesprochen habe; und, obgleich der Gedanke stumpf genug ausgedrückt ist, — als wenn er eine Schmähung seyn sollte. Oeffentlich also danke ich diesem Philosophen für die öffentliche Aeußerung seines Mißfallens an mir. Sie ist ein ehrenvolles Zeugniß für die Gesundheit meines Kopfes.

2. Herr Legationsrath Johann Paul Friedrich Richter soll im zweiten Bande seines Titan erklärt haben, daß mir alle Genialität fehle. Da aus seinen Schriften leider bekannt genug ist, was er für Genialität halte, so danke ich ihm hiermit gleichfalls öffentlich, für seine öffentliche Anerkennung meines bessern Geschmackes.

3. Herr Prediger Ludwig Theobul Kosegarten, der einen abentheuerlichen und schmutzigen Roman geschrieben, hat wegen meiner Recension dieses Buches, ein Sendschreiben an mich, drucken lassen, worin er alles was ich an jenem Buche getadelt habe, gradezu mit einem: Es ist nicht wahr! abläugnet, mich der Unredlichkeit und der Lüge beschuldigt, meine Aeußerungen über sein Buch abgeschmackt und närrisch nennt; übrigens erklärt, daß seine Gedichte nicht langweilig seien, und von einer Modernisirung der Cultur spricht u. s. w. Auch ihm danke ich also öffentlich, daß er mir die Wirksamkeit meiner Rügen bescheinigen und gütigst selbst den Beweiß führen wollen, welcher Pöbelhaftigkeit er fähig sey, und wie oft es ihm widerfahre, nicht zu

wissen, was er geschrieben habe, oder eben schreibe *).

(Dieser Artikel wird fortgesetzt.)

*) Die Neigungen der Jugend haften. Als zwanzigjähriger Jüngling, liebte ich das Hasenhetzen, und itzt, zehn Jahr später, bin ich immer noch ein lebhafter Freund ähnlicher Zerstreuungen. Ich behalte mir es also vor, besagtes Sendschreiben des erbosten Dichterlings besonders zu beantworten. Was aber seine Anmuthung betrift, es dieser Zeitschrift ein zu rücken, so kann ich diese freilich nicht erfüllen. Meine Zeitschrift steht höchstens nur sittlichen und geistvollen Beiträgen offen: als Zugabe aber will ich das Scriptum des Herrn Predigers meinem nächsten Hefte beilegen, wenn er:

1) Dem Herrn Buchhändler Quien, dem Kommissionär dieser Briefe, zum voraus die etwanigen Druckkosten übermacht.

2) Mir frei läßt, bei jedem was er abläugnet, die Seitenzahl seines Buches zu citiren, wo das Abgeläugnete steht, und hier und dort ein Paar erklärende Worte bei zu fügen.

3) Mir sein Priesterwort dafür verbürgt, daß obiges Sendschreiben von ihm selbst, aus seinem eigenen Geiste, nicht aber von einem seiner „respektabeln Freunde in Hamburg," aus dem Munde eines Austernweibes niedergeschrieben wurde.

Vier und dreißigster Brief.

Fortsetzung über: Urania, ein lyrisch-didaktisches Gedicht von Tiedge.

Also haben Sie das Buch wirklich schon gelesen? Das freut mich! Aber Sie fügen dieser Nachricht die Aufgabe bei: ich solle errathen, warum Sie das Gedicht schön gefunden, und Sich doch einige Gewalt hätten thun müssen, es durchzulesen? Warum Sie sich so oft versucht gefühlt, ein Hundert seiner Verse mit halber Aufmerksamkeit, an Sich vorüber fließen zu lassen, wie die Wellen eines Quells, deren Murmeln man im Ganzen lieblich findet, ohne deshalb hinlauschen zu wollen, wie jede Einzelne plätschert? Warum, mit zwei Worten, die Urania Ihnen gefallen habe, ohne Sie zu interessiren*)?

*) Die eignen Worte einer sehr geistvollen und gebildeten jungen Dame.

Ihre Fragen sind eine schalkhafte Chikane, und um mich dafür zu rächen, will ich Ihnen, — „die Antwort schuldig bleiben?" Bewahre! — Ihnen Selbst überlassen, sie aus dem was ich noch über die Urania zu sagen habe, abzuziehn.

Auf die Kunst, mit der Tiedge sein Gedicht anlegte, hab' ich Sie bey dem so schön verschlungenen Faden des ersten Gesanges aufmerksam gemacht. Um nicht in Wiederholungen zu gerathen, will ich jezt nur, und zwar kurz, von der Ausführung sprechen.

Die Aufgabe, die er sich machte, war, die Gründe für den Glauben an Gott, Unsterblichkeit, Freiheit u. s. w. poetisch zu behandeln, das heißt, so vorzutragen, daß sie Phantasie und Gefühl beschäftigten. Wie ihm das gelang? Erinnern Sie sich folgender Stelle des zweiten Gesanges, wo er den Gedanken ausdrücken will: „überall in der Natur finden wir Spuren vom Daseyn Gottes."

Den hohen Tiefverborgnen schleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft voll Lerchenstimmen feiert

Sein großes, wunderbares Seyn.
Ihn singt das Thal, ihn singt der Hayn!
Ihn ruft der Sturm; — die Riesenstimme
Die feierlich herab aus Wolken schallt
Ruft seinen Namen durch den Wald.
Das Lüftchen spricht ihn aus, das an des
Baches Krümme
Hinunter spielt und sanft um Angerblumen
girrt u. s. w.

Seine Phantasie führt ihn zur Nacht zurück. Welche liebliche und welche große Züge hat das Gemälde, das er von ihr entwirft, und von den Gefühlen, mit denen er sie einst beging: —

Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des großen Lebens sich verlor.

Die Sterne, schließt er, ziehn uns zum Unendlichen hinauf —

Und wenn den Heiligen die Grübelei vermißt,
Dann findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.!

Erinnern Sie Sich ferner wie er im vierten Gesange bange frägt:

Tilgt er ihn weg aus (vor) seinem Ange-
sichte,
Den Menschengeist, den er so tief
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen rief? —

Was der Philosoph, oder der Religionslehrer darauf antworten? Gleich viel! Aber der Dichter blickt um sich her, und —

Sieh doch! Ein liebliches Geflimmer
Wird freundlich dort im Osten wach!
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
Ins traurig einsame Gemach! —
— — — — — — —
Du Herold Gottes, hast du nichts mir zu
zu verkünden?
Du sagst mir freundlich zu: Gott liebt!
Er liebt! — — —
Die Sonne droben ist ein Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an!
Ihn frag' ob Gott den Keim (in uns) ver-
nichten kann!

Mehr Beweise, wie Tiedge, es versteht auszumahlen, und Phantasie und Herz

zu beschäftigen, sind überflüßig. Auch auf den äußern Schmuck hat er die größte Sorgfalt gewendet. Es wäre überflüßig Ihnen, hätten Sie auch nichts als die angeführten Stellen gelesen, erst sagen zu wollen, daß seine Verse wohlklingend und fließend sind: aber auf die Kunst, mit welcher er das Metrum mannigfach zu brauchen versteht, muß ich Sie aufmerksam machen.

Lesen Sie folgende Verse mit denen die Klagen des Zweiflers schließen, sich laut vor.

Wahrheit, tief im finstern Hain,
Tief aus labyrinthischen Gewinden
Such ich dein Gestirn am Himmel auf.
Ruhe, Ruhe! werd' ich je dich finden?
Müde schließt dein Pilger seinen Lauf.

Und nun die folgenden, mit denen der zweite Gesang die tröstende Antwort beginnt:

Laß untergehen, Freund, die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Auf, laß uns fest nur an uns selbst uns halten;
Wir bleiben, die Gestalten fliehn!

Fühlen Sie nicht, welchen schönen Contrast hier der Wechsel des Sylbenmaaßes macht? Wie die ersten Verse, ihrem Inhalte gemäß, zu seufzen scheinen; die leztern kräftig auf zu rufen? Noch lieblicher wirkt dieser künstliche Wechsel bei den eingemischten ganz lyrischen Episoden, die überhaupt eine große Zierde des Gedichts sind. Z. B. bey der schönen Episode, im dritten Gesange. Er sagt von der Wahrheit:

Wie sanft umfängt sie uns in Psyche's Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihn mit einem Gottesschauer
In einen zarten Geist gehaucht.

Heilig ists, wo Psyche handelt,
Schweigend ruht die Blütennacht
Auf dem Haine, wo sie wandelt:
Aber eine Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in sanftem Licht.
Stimme der Entführung schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht u. s. w. *)

*) Diese kleine lyrische Erzählung ist schön, hat aber den Fehler, daß man sie nicht versteht,

— Warum Ihnen die Urania gefallen habe, wird Ihnen wohl jetzt zum wenigsten eben so hell als — vor Ihren losen Fragen, einleuchten: sie ist darnach eingerichtet, gefallen zu müssen; sie ist schön! Warum sie Sie aber nicht anhaltend interessirt hat, werden Ihnen die Fehler zeigen, zu denen ich jezt mit schwerem Herzen komme. Es ist doch ein unangenehmes Geschäft, das Recensiren, wenn einem mehr daran liegt, wahr zu seyn, als sich's bequem zu machen.

Also die Fehler! Tiedge hat ihrer mancherlei b gangen, zum Glück sind sie aber meistens von der Art, daß eine neue Feile sie fortschaffen kann. Der am häufigsten wiederkehrende, ist, daß er die kraftvolle Gedrängtheit, die sein Vortrag billig haben sollte, dem ausmalenden Detail aufopfert. Fast immer muß man sich durch eine Menge gleichgültigerer Nebendinge durchdrängen oder sie geradezu überhüpfen, um die ganze

wenn man nicht vorher die Fabel von Psyche kennt. Jedes Kunstwerk muß auch ohne Erläuterungen seinen ganzen beabsichtigten Eindruck machen; „es muß, würde eine gewisse Schule sagen, in sich vollendet seyn, wie ein Igel."

Schönheit seiner Hauptgedanken und Wendungen zu empfinden. So zum Beispiel, bin ich fast gewiß, Sie haben mit Ueberraschung bei der auffallend schönen Wendung, durch die er aus der Liebe Gottes die Unsterblichkeit folgert, in Ihrem Exemplare nachgeschlagen, und was ich Ihnen anführte, nicht finden können. Ich glaub' es wohl! Der schöne Gedanke ist zerrissen, und seine Glieder sind auf zehn Seiten herumgestreut. Und was Tiedge zwischen sie gestellt hat? Lesen Sie hier den Anfang noch einmal:

Sieh doch, ein liebliches Geflimmer
Wird freundlich dort im Osten wach;
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
Ins einsam traurige Gemach,
Wo jezt dein Freund zu deiner düstern Stille,
Zu deinem Gram von Seyn und Werden spricht,
Daß er sich selbst den Strahl aus dem Gewölk enthülle,
Das einen dunkeln Streif in seine Tage flicht.

Die vier lezten Zeilen sind an sich nicht schlecht, aber als bloß angehängte Erklärung

der gleichgültigen Situation des Sprechenden, thun sie eine äußerst widerliche Wirkung, und so geht es, wie gesagt, fort. Der Gedanke, der in zehn Zeilen überrascht hätte, ist auf zehn Seiten in ein zartes, aber haltungsloses Gewebe ausgesponnen.

Ein zweiter Fehler, den Tiedge begeht, ist, daß er seine Bilder oft so sonderbar vermischt, daß man um den Sinn verlegen wird. So fährt er z. B. nach den eben angeführten Zeilen fort:

Willkommen Morgenblick! Wie lieblich wallt der Schleier
Der dich umflattert! Duftet nicht
Aus ihm die Ahnung jener Feier,
Die einst aus meinem Grabe bricht?
Wird einst das tiefre Dunkel schwinden,
Das noch dies Wort, noch diesen Traum umgiebt?

Was ist ein Morgenblick? Wie kann ein Blick von einem Schleier umflattert werden? Wie kann eine Ahnung duften? Was ist das für ein Wort, von dem er plötzlich spricht? — Warum malt Tiedge nicht ein einziges Bild kraftvoll und ganz aus? Das hätte uns ergriffen: aber

diese zwanzig Bilderchen wimmeln so bunt durch einander, daß alles vor unsern Augen schwimmt und wir — nichts sehen. Sein Gedicht gleicht an den meisten Stellen den Wolken, auf denen Raphaels Gott Vater thront. Jeder Strich in denselben ist der Umriß eines Gesichts oder eines Schädels, aber kein einziger Kopf tritt deutlich hervor.

Ein dritter Fehler ist, daß Tiedge oft Gefallen an einer etwas kleinlichen Worttändelei findet, die man einem Dichter seiner Art ein oder zweimal, als entschlüpft, verzeiht, die aber in der Urania so oft vorkommt, daß er sie gesucht zu haben scheint.

Wie widerlich klingt es:

Ein ausgenossener Genuß
Ist ein Genuß, der sich vernichtet,

oder:

Der blinde Zufall läßt den Zufall blindlings walten,

und:

Der reinste Lebenssinn ist leer nnd ohne Sinn.

und:

Du würdest die Vernunft selbst der Vernunft berauben.

Ein vierter Fehler ist, daß dieselben Gedanken und Bilder zu oft wiederkommen; ein fünfter endlich, das Resultat von allen vorhergehenden, — daß dem Ganzen die ergreifende Kraft fehlt, und es uns kalt läßt, oder misvergnügt macht. Tiedge weiß uns die Gegenstände, die er behandeln will, wichtig zu machen; wir thun begierig mit ihm, die Fragen die er aufwirft, aber statt uns die Antwort in kraftvollen Sentenzen, in erschütternden Ausdrücken des Gefühls zu geben, verzettelt er seine wirklich schönen Gedanken in ein unendliches Gewimmel von kleinen Bilderchen und Empfindeleien. Er erregt unsern Durst und löst dann den Wein, den er uns vorsetzt, in — Dünste auf.

Sie scheinen mir durch Ihre Anfrage den versteckten Vorwurf zu machen, daß ich von der Urania mit zu großer Vorliebe gesprochen habe: — aber ich hatte ja noch nicht ausgeredet. Jezt beschuldigen Sie mich vielleicht, daß ich zu streng tadle: — aber ich befolge nur den sehr richtigen Lessingschen Grundsatz, grade gegen vorzügliche Künstler am unerbittlichsten zu

seyn. Wäre hier die Rede von einem Werke, das nur von einer Messe zur andern leben sollte und könnte, so würde ich manche meiner Rügen erspart haben, aber die Urania ist Tiedgens größte Anstrengung, sie ist ein bleibendes Denkmal, das er sich aufstellt; sie ist ein Werk das durch so viele Schönheiten zu bleiben verdient, und das die Nation sicher nicht wieder vergißt: es ist fast Gewissenssache, es strenge zu behandeln und überall hin zu deuten, wo der Meister die Feile noch einmal anlegen muß. —

Fünf und dreißigster Brief.

Maria Stuart, ein Trauerspiel von Schiller.

Die Kunst ist schwierig, der Tadel leicht.

—.

Ich wiederhole Ihnen, meine Freundin, dasselbe Motto, mit dem ich meinen ersten Brief über Schillers Wallenstein überschrieb, um Ihnen zu sagen, daß ich diesen über Maria, mit eben dem Gefühle anfange, als jenen. Nach dem Genuße, den man bei einem solchen Gedichte gefunden hat, ist es eine unangenehme Pflicht, nicht bloß zu bewundern, sondern auch denen Eigenschaften desselben nachzuspüren, die es verhindern, etwas noch Vollkommneres zu seyn. Nur der Gedanke ist dabei aufmunternd: je strenger in einem Kunstwerke die Fehler von den Schönheiten getrennt werden, um desto reiner stralend stehen diese da. —

Unter allen Deutschen Dichtern zeigte keiner eine größere Perfektibilität, und benutzte sie sorgfältiger und unverdrossener, als Schiller, vorzüglich als tragischer Dichter. Er steht als solcher jetzt in seiner dritten Periode.

Der erste Früchte seines Genies waren die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko: aber in diesen Stücken schaltet die Kunst nur sehr wenig sichtbar. In allen finden wir erhaben-tragische Situationen; Charaktere, die uns in Erstaunen setzen; uns nicht nur anziehn, uns fesseln; Gedanken, die uns oft hinreißen, überwältigen. Doch die Sprache wird oft Bombast; die Charaktere sind noch öfterer unnatürlich, ungeheuer; die Situationen abentheuerlich, nicht künstlerisch eingeleitet, durchgeführt und benutzt. Diese Stücke waren der erste Aufschwung des jungen Adlers vom Horste. Jeder Schlag seines Fittigs verkündigt Kraft: allein diese Kraft wird mehr versucht, als gebraucht. Sie trägt ihn nicht in einem bestimmten, zweckmäßigen Fluge hin; jetzt hebt sie ihn zu hoch, jetzt senkt sie ihn zu tief, weil er noch kein bestimm-

tes Ziel fest im Auge hat, oder es noch nicht durch Erfahrung auf die beste Weise zu erreichen lernte. Es ist ein Adler-Jüngling, der durch die Luft hintaumelt, aber er taumelt doch.

Schiller fühlte bald, wie jedes wahre Genie, das Bedürfniß höherer Kunst, edler Zweckmäßigkeit. Er wählte die Alten zu seinen Mustern, und — Don Carlos und Wallenstein stehn fast als Werke einer ganz andern Gattung neben seinen frühern Trauerspielen: indeß gerieth er hier in einen andern Fehler. Sie sind, wenn ich zu meinem Bilde zurückkehren darf, der erste stäte Flug, das erste anhaltende Aufsteigen des jungen Adlers, der Sonne entgegen: es ist majestätisch, aber die oft steife, zu sichtliche Anstrengung, mit der es geschieht, verräth, daß der Fliegende noch zu sehr mit dem Fluge selbst beschäftigt, noch nicht ganz Herr seiner Bewegungen ist, daß er sie nicht machen kann, ohne sie selbst ängstlich zu beachten. — Die Verwickelungen dieser Stücke sind zu weitschweifig, zu umständlich eingeleitet; die Charaktere nicht mehr abentheuerlich, aber oft zu idealisch, oft zu

ängstliche Porträts; die Sprache ist zu rhetorisch und zu dichterisch: die Personen sprechen nicht zu einander, sie halten sich poetische Reden, wechseln Sentenzen und beschreiben die Leidenschaften, die sie nur ausdrücken sollten. — Mit Maria Stuart beginnt Schiller seine dritte Periode, die wahrscheinlich die glänzendste werden wird. Jetzt sichert seine Kunsteinsicht ihn gegen die Fehler, die seine ersten Stücke entstellten, und da die nothwendige Regel ihm jetzt nicht mehr Fessel, sondern leichte Gewohnheit geworden ist, fühlt der Leser und Zuschauer auch bei seinem Werke nicht mehr die peinliche ermüdende Beklemmung, die ihm die zu sichtbare Anstrengung des Dichters, zuweilen beim Don Carlos oder Wallenstein verursacht. Voll Zuversicht auf seine ausgebildete Kraft, vollständig Herr seiner Bewegungen, schwingt der König der Lüfte sich empor zu Kampf und Sieg. —

Und nun, nach dieser Huldigung, die dem großen Dichter gebührte, ohne Umwege zur Prüfung seines Werkes! In Rücksicht der allgemeinen Forderungen, die wir an ein Drama zu machen berechtigt sind,

beziehe ich mich auf meine Briefe über Wallenstein, und will hier gleich die einzelnen Scenen nach einander durchgehn.

Der dramatische Dichter muß damit anfangen, daß er uns die Situationen der Hauptpersonen und ihren Charakter kennen lehrt, uns für sie interessirt. Sehr einsichtsvoll beginnt also Schiller das Stück damit, daß er uns zu Zeugen einer Gewaltthätigkeit macht, die gegen Maria verübt wird. Die Protestationen der treuen Amme gegen das Aufbrechen des Schrankes und die Entführung der Juwelen, ihre Schilderung der Härte, welche die unglückliche Prinzessin bis jetzt erdulden mußte, machen uns mit ihrer ganzen Lage bekannt, so wie Paulets heftige Antworten, mit der Art, wie England und der Hof sie betrachten. Die Scene ist mit hoher Kunsteinsicht gedacht und ausgeführt, indeß ist Schillern eine Kleinigkeit entschlüpft. Paulets Handlung rührt uns wenig, weil sie — so motivirt ist, daß sie einen Schein des Rechts bekommt. Man hat aus Mariens Fenstern einen Schmuck geworfen, durch den man wahrscheinlich den Gärtner

bestechen wollte. Ist der Vorgang gegründet, so ist das Durchsuchen des Schrankes nicht hart, sondern eine nothwendige Vorsicht. Er wird aber weder widerlegt, noch überhaupt weiter erwähnt: und doch ist er so wichtig für Mariens Stimmung und Absichten.

Maria selbst erscheint, und die ehrliche Amme eilt ihr sogleich mit der Klage entgegen:

O Königinn! Man trit uns ganz mit Füßen
u. s. w.

Die würdevolle Fassung, mit der Maria die Nachricht von dem Vorgange, die trockenen, harten Aeußerungen Paulets, die Nachricht endlich von dem gefällten Urtheile gegen sie, erträgt, nimmt uns für sie ein; selbst die Reizbarkeit, mit der sie von dem Jünglinge Mortimer die Geringschätzung nicht leiden will, die sie dem Greise übersieht, flößt uns Hochachtung gegen sie ein: und daß Paulet eben so empfinde, zeigt der Entschluß, den er faßt, ihren Brief an Elisabeth wirklich selbst zu übergeben.

Jetzt ist Maria mit der Dame Kennedy allein, und jetzt erwarten wir, daß die Frau, die vorher nur unsre Hochachtung gewann, durch das vertrauliche Aufschließen

ihres edlen, reinen Herzens, das unsrige auf immer fesseln werde. Ihrer Amme wird sie zeigen, was sie ihren Feinden aus edelm Stolze verbarg, was aber, nicht zu empfinden, unnatürlich wäre: ihren Schmerz über ihr Schicksal. — Sie steht verschlossen da. Wir ahnen eine heroische Seelengröße: da verräth sichs, daß ihre Fassung nur die muthlose Zerknirschung über ihre Schuld ist. Ihre Reue hat uns indeß schon wieder halb versöhnt, als Hannah unwillkührlich, indem sie trösten will, hingerissen wird, Verbrechen aufzuzählen, die uns Maria in jeder andern Lage verhaßt, in ihrer jetzigen verächtlich, und ihr Schicksal gleichgültig machen müssen. Die läppischen Gründe aus denen sie Mariens Schuld für getilgt oder gering ausgiebt, stoßen uns vollends zurück. Wir nehmen die Partei der Vernunft gegen die Amme, und leider! ist dieses zugleich die Partei der Tugend gegen Maria. Mag dieser künftig begegnen, was da wolle: wir vergessen es nicht wieder, daß die ausschweifende Frau unsre Verachtung, die Mörderin ihres Gatten den Tod verdient.

Wir waren in Berlin so glücklich, die Rolle der Maria von einer der vortreflichsten Deutschen Künstlerinnen darstellen zu sehn, von Madame Unzelmann*): ihr Verdienst war es, daß uns Maria bis zum Ende des Stücks interessant blieb. An jedem andern Orte, wo man diese Rolle nicht völlig so gut besetzen kann, muß jene Scene der Todeskeim des ganzen Stückes werden. — Und warum diese Aufzählung von Maria's Vergehungen? Glaubte der Dichter der Vorgänge in Schottland durchaus erwähnen zu müssen, warum schilderte er sie nicht so mildernd, warum ließ er Maria nicht wenigstens so schuldlos dabei erscheinen, als ihre Anhänger sie darstellen? — „Die Geschichte widerspricht!" — Schon gut, aber wir erwarten auf der Bühne nicht einen Beweis, daß der Dichter die Geschichte seiner Heldin mit kritischem Blicke studirt hat, sondern ein Kunstwerk, in welchem alles vermieden ist, was seiner Wirkung Eintrag thut.

*) Sie verdiente die Deutsche Clairon genannt zu werden, wenn ihr eigener Name sie nicht eben so sehr ehrte.

LB Coburg

Mortimer erscheint und überrascht uns so sehr, als die Königin, durch die Enthüllung seiner Denkungsart, durch die Nachricht von der Verurtheilung Mariens, durch seinen Entschluß sie zu befreien. Die etwas zu langen Reden und Beschreibungen Mortimers abgerechnet, ist die Scene vortreflich, besonders durch die zarte Aeußerung der Eindrücke, welche die einzelnen Theile seiner Rede auf Marien machen, und durch die Feinheit, mit der sie — den schwärmerisch-Liebenden nur zu einem Mittel zu brauchen weiß, ihrem Geliebten näher zu treten.

Nicht so gelungen, bei weitem, scheint mir die folgende, in welcher Burleigh, Marien das gesprochne Urtheil ankündigt. Was er wichtiges zu sagen hat, haben wir ja schon durch Mortimer erfahren, und die, vierzehn Seiten durchzankende Erörterung des Rechtlichen oder Unrechtlichen im Verfahren der Richter macht lange Weile.

Eben so überflüßig ausgedehnt, scheint mir der folgende Austritt, in welchem Burleigh dem Ritter Paulet den Antrag thut, Marien zu ermorden. Ich glaube so gar, daß er ganz hätte wegbleiben müssen: ein-

mal, weil er in die Hauptsache auf keine Weise eingreift, und zweitens — aus einem Grunde, den ich unten angeben werde.

Bloß einleitend, aber doch nicht ganz müßig, sind die beiden Auftritte mit denen der zweite Akt anfängt, jener, in welchem Kent das eben geendigte Fest beschreibt und jener, in welchem Elisabeth die Französischen Gesandten abfertigt. Wahrscheinlich stehen sie vornehmlich des Kontrastes wegen da. Der erste Akt fängt damit an, daß er uns Mariens Elend durch eine erlittne Gewaltthätigkeit, zeigt; der zweite, daß wir Elisabeth im vollen Glanze königlicher Hoheit die Bewerbung eines mächtigen Monarchen nur halb annehmen sehen. Aber diese contrastirenden Auftritte sind zu weit auseinander gerückt, um ihre volle Wirkung zu thun.

Wichtig ist dagegen die folgende Scene, in welcher Elisabeth mit ihren Räthen berathschlagt. Sie selbst, Burleigh, Lester und Schrewsbury entfalten hier so ganz ihre Denkungsart, und verrathen ihre geheimen Pläne durch entschlüpfte Charakteristische Züge, daß wir sie nach diesem einzigen Auf-

tritte völlig kennen. Das Interesse wächst als Paulet und Mortimer dazu kommen, dieser seine einstudirte Rolle beginnt, jener Mariens Brief übergiebt.

Desto widriger ist es aber, nun Elisabeth mit Mortimern dasselbe wiederholen zu sehen, was zu Ende des ersten Akts zwischen Burleigh und Paulet vorging, und nun völlig überflüßig erscheint, besonders da Paulet durch die Vorwürfe, die er seinem Neffen macht, seine rechtschaffene Gesinnung hinlänglich zeigt.

Mortimer übergiebt Leicestern Maria's Brief. Welch eine Wahrheit in dieser ganzen Scene, vorzüglich in dem Benehmen des Grafen! Nachdem wir dieses angesehen haben, folgt alles Uebrige was er thut, ganz natürlich aus seinem Charakter. Mistrauisch prüft er den Ritter; dann giebt er sich ihm mit dem zu offnen Zutrauen des Schwächlings hin, und zeigt seine lebhafte Theilnahme für Marie. Er würde, sollte man glauben, alles opfern, sie zu retten, aber wieder bebt er schon vor dem Gedanken, daß nur sein Name den Verschwornen genannt seyn könnte, und als Morti-

mer ihm einen männlich, kühnen Plan vorzeichnet, erstaunt er, entsetzt sich, klagt über die allgemeine Entwürdigung durch das Joch, das er gleichwohl nicht Muth hat, abzuwerfen, und weiß am Ende für seine innig Geliebte nichts zu thun, als — Schwüre seiner ewgen Liebe. Was Mortimer betrift, der hat in dieser Scene keine andere Bestimmung, als an seiner ruhigen Entschlossenheit die Schwäche des entnervten Höflings entfalten zu lassen.

Aber jetzt berathschlagt Elisabeth mit Lestern und nun wiederum zeigt sich der Hofmann in seiner Größe. Wo es darauf ankommt, Schwächen zu benutzen, einen Sieg zu erkriechen, da ist er unwiderstehlich. Elisabeth bewilligt alles, denn er weiß ihre Eitelkeit einen Triumph darin ahnen zu lassen, wenn sie Marien sieht. Jedes Wort das sie sprechen, ist ein physiognomischer Zug ihrer Seele, ein Verräther ihres kleinlichen Sinnes, ihres schwachen unedlen Herzens, — ohne dabei jemals den königlichen Anstand zu verletzen.

Der dritte Akt beginnt, der interessanteste von allen, voll echt theatralischer Vor-

gänge, ergreifender Situationen, hinreißender Züge.

Maria ist nach langer Haft zwischen dumpfigen Mauren, wieder einmal im Schooß der freien Natur. Alles was ihre Sinne berührt, entzückt sie, und — ich kann mich nicht erinnern, in irgend einem Schauspiele zartere Empfindungen, hinreißender und zarter ausgedrückt gefunden zu haben, als hier Mariens melancholisches Entzücken. Mit ihr jubeln wir über den lang entbehrten Genuß der himmlischen Luft, danken wir den Bäumen, die ihren Kerker verstecken, spähen wir den grauen Nebelbergen ihres Reiches entgegen, tragen wir den Seglern der Lüfte freundliche Grüße an ihr Jugendland auf u. s. w. Man muß des Gefühls überhaupt unfähig seyn, um hier nicht gerührt zu werden. Aber wenn Sie sich der lieblichen Erinnerung des Eindrucks, den Mariens Dithyramben auf sie machten, für einige Augenblicke überlassen haben, erlauben Sie dann wohl dem Kunstrichter eine Frage? Sie wird freilich sehr von jenem Gefühle abstehen, aber — es ist nun einmal die Bestimmung der Kritik, als

strenge, besonnene Duega neben dem raschen Genusse herzugehn und bei jeder Schönheit zu fragen: ists auch die rechte?

Schiller hat hier etwas, wenigstens auf dem Deutschen Theater, Unerhörtes gewagt, das Gespräch nehmlich in ein gereimtes Lied übergehen zu lassen. Wenn wir das Lied als den höchsten articulirten Ausbruch der zarten Gefühle ansehn: hat Schiller Recht, — aber — aber — Ich appellire an Ihr Bewußtseyn, an das eines jeden Zuhörers, der im Stande ist, sich einigermaaßen Rechenschaft über seine Empfindungen zu geben: — bei dem Vergnügen, das Sie in jener Scene fühlten, war wohl die geringste Täuschung in ihrer Seele? Glaubten Sie in der That Maria Stuart zu hören, oder erinnerten Sie Sich nicht vielmehr bei jedem Zuklappen des zweiten Reimes, an — Schiller? Wußten Sie es nicht Madame Unzelmann Dank, daß sie die schwierige Aufgabe so treflich löste? „Meisterhaft deklamirt!" hörte ich von allen Seiten rufen. „Unübertreflich!" sagte auch ich bewegt, — doch der gereimte Vers hatte in dem Augenblicke bei mir seine An-

sprüche auf eine Stelle im Drama, für immer verloren. Wäre jene rührende Stelle nicht in Versen, wenigstens nicht gereimt, keinem Menschen wäre es eingefallen, an die Beschaffenheit der Deklamation zu denken: man hätte geschluchzt. — Die schönsten Verse, besonders eine ins Lied übergehende Rede, scheinen mir im Drama, was die transparenten Landschaften in ihrer Art sind: überraschende Spielerei, die gut angebracht, eine augenblickliche Wirkung thun, aber der wahren Kunst fremde bleiben.

Paulet bringt Marien die Nachricht von der nahen Ankunft der Königin: sehr richtig läßt Schiller sie bei diesem gewaltsamen Zurückstoßen zur kläglichen Wirklichkeit, von einem Extrem zum andern übergehn, vom Freudenrausche zur Muthlosigkeit. Der theilnehmende Shrewsbury spricht ihr Muth ein. Elisabeth erscheint und nun erfolgt eine Scene, bei der ich so oft ich sie sah oder las, zweifelhaft blieb, ob mich die tiefe Wahrheit derselben mit mehr Bewunderung oder die Gemeinheit dieser Wahrheit, mit höherer Indignation erfüllte.

Maria erscheint in diesem ganzen Auf-

tritte, was die reizbaren Frauen im exaltirten Zustande immer sind, ein Instrument das von den äußern Ereignissen augenblicklich so oder so gestimmt wird. Das Bewußtseyn ihrer Hülflosigkeit schlägt sie nieder, doch bei jeder Aeußerung, die ihren Stolz kränkt, erhebt sie sich. Sie überwindet sich, zu flehen: aber sie fleht mit Würde. Erst als jede Demüthigung, zu der sie sich versteht, Elisabeth aufgeblasener macht, als diese ihre Reize verhöhnt, ihre weibliche Ehre angreift, fährt sie auf. — Das ist vortreflich,— aber wenn sie in diesem Zorne ausruft:

> Der Thron von England ist durch einen
> Bastard
> Entweiht, der Britten edelherzig Volk
> Durch eine listge Gauklerin betrogen.
> — Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
> Im Staube jetzt, denn ich bin euer König!

wenn Sie, als Elisabeth stumm hinwegeilt, darüber frohlockt, daß sie sich einer Last entledigt, die lang' ihr Herz gedrückt; daß sie ihrer Feindin ein Messer ins Herz gestoßen, sie vor ihrem gemeinschaftlichen Buhler erniedrigt habe, — ja, es ist Wahrheit,

heit, schreiende Wahrheit darin, aber eine höchst niedrige, gemeine. Wir werden gewaltsam erinnert, daß die Scene die wir eben ansahen, nicht ein Kampf zwischen Edelsinn und Tirannei, nein, zwischen dem Laster im Unglück und dem im Glücke gewesen zwischen zwei Weibern, die es nicht werth sind, uns zu Zeugen ihres Zankes zu haben.

Noch widerlicherer Art ist die folgende Scene. Mortimer hat den ganzen Vorgang verborgen angesehn, er tritt hervor, Marien zu erklaren: sie erscheine ihm wie eine Göttin groß und herrlich!" und thut ihr dann einen empörenden Antrag. Das Begehrende in seinen Worten und Gebärden, in demselben Augenblick, da seine Angebetete dem gewissen Tode nahe ist; der Schluß: „Diese Reize sind nicht mehr dein. Wende sie an, den Liebenden zu beseligen!" — sie können wahr seyn, sie *sind* es, in der Natur eines so thierisch-sinnlichen Menschen, der einst durch bloßes Gepränge seiner Religion abtrünnig gemacht werden konnte, aber zugleich von so brutaler, viehischer Art – möge das Wort stehen bleiben, da es dem Gefühl einmal entschlüpft ist, daß sie dies ernste Kunstwerk entehren, und uns den Schwärmer, der uns vorher interessirte, äußerst verächtlich machen. Vollkommne Charaktere muß der Dichter nicht aufstellen, aber eben so wenig seinen Helden niedrige Unsittlichkeit geben.

Mortimer wird in seiner schwärmerischen Trunkenheit durch die Nachricht unterbrochen, daß ein fanatischer Mönch die Königin habe ermorden wollen. Das zerrüttet seinen ganzen Plan. Seine Genossen entfliehn, und Maria ist der Rache ihrer Feindin Preis gegeben.

Der Anfall des Meuchelmörders entscheidet das ganze Stück, und — ist der größte Fehler in demselben. In einem Drama muß alles nothwendig seyn, muß die Auflösung der Verwickelungen aus ihnen selbst hervorgehen, und hier zerhaut ein Teufel aus einer Maschine den Knoten, ein Mensch den wir gar nicht zu sehen bekommen, durch eine That, die im Stücke durch nichts motivirt, oder nur herbeigeführt wird. Schiller hätte eben so gut, einen Ziegel können vom Dach fallen und Mortimern oder Marien erschlagen lassen. So bald es der Hand des Zufalls erlaubt seyn soll, so in ein dramatisches Gewebe zerreißend ein zu greifen: wozu dann sein künstliches Verschlingen? Dann dürfen wir hoffen, daß künftig auch Schlagflüsse werden angewandt werden, uns im fünften Akte von Tyrannen zu befreien, die uns vier Akte hindurch peinigten.

(Die Fortsetzung im folgenden Hefte.)

Sechs und dreißigster Brief.

Carl der Große, ein romantisches Gemälde *).

Wenn das Wesen des Romantischen in einem Gemische von trockenem Räsonnement, geschmackloser Abentheuerlichkeit und vollkommner Unnatur besteht, so kann man es diesem Buche nicht nehmen, daß es höchst romantisch sey. Der Verfaßer —

„Halt, mein Herr!" hör' ich Sie mit jener scherzhaft-richterlichen Mine, die Ih-

*) Der Verfasser bittet in der Vorrede, sein Buch nicht eher zu recensiren, als bis die übrigen Theile da sind. Das ist bei einem Werke dieser Art, eine sehr drollige Bitte. Er will also erst die Freiheit haben, dem Verleger und dem Publikum seine schlechte Waare aufzuheften, dann mag man sie verschreien, so viel man will. Nicht doch, mein Herr! daß Ihr Buch nichts taugt, läßt sich aus den ersten zehn Seiten sehn, und wenn ich nach diesen den Verleger hätte abhalten können, weiter drucken zu lassen, ich hätte es gethan.

nen so reizend steht, mit jenem geistreichen Lächeln ausrufen, mit dem Sie Edelsteine um Sich her streuen, als wären es Wiesenblümchen. — „Halt! Ehe Sie dem armen Autor den Proceß machen, lassen Sie uns hören, was Sie denn unter romantisch verstehen?"

Romantisch heißt nach — nach — Ich will es Ihnen aufrichtig bekennen, ich weiß nirgend eine Erklärung dieses Wortes zu finden, und auch in der Geschwindigkeit keine zu machen: aber was meinen Sie, wenn wir eine suchten, und zwar gleich auf der Stelle? Es wird einen Umweg verursachen, aber der Gegenstand von dem wir uns entfernen, ist auch wahrlich nicht sehr des Verweilens werth, und da man jezt den Geschmack angenommen hat, alles zu romantisiren, ist es vielleicht sehr verdienstlich, dem Kern dieser Worthülse nach zu spüren, sollten wir auch grade den rechten nicht finden.

Es ist bis jetzt mit diesem Worte gegangen, wie mit den Namen der Farben: man versteht sie, ohne das was sie bezeichnen, beschreiben zu können. Sagt man Ihnen

blau, so wissen Sie was man meint; früge man Sie aber: Was heißt das, blau? Was würden Sie antworten? Da aber romantisch sich nicht auf einen einfachen Eindruck, den unsre Sinne empfangen, sondern auf ein zusammengesetztes Gefühl bezieht, das in unsrer Seele erweckt wird, so brauchen wir uns nicht mit einem bloßen „Sieh her!" zu begnügen. Wenn wir ausgefunden haben, was für Gegenstände, und auf welche Art sie zusammengesezt seyn müssen, um jene Empfindung in uns zu erregen; wenn es uns dann gelingt diese Empfindung selbst richtig zu entwickeln, so haben wir auch den vollen Sinn jenes Wortes gefunden.

Man sagt ein romantischer Anblick; ein romantisches Leben; eine romantische Idee, ein romantisches Werk. Was allen diesen so verschiedenen Gegenständen gemein ist, muß das Wesen des Romantischen ausmachen.

Erinnern Sie Sich der Fahrt, die wir im vorigen Sommer an einem schönen Abende von Charlottenburg nach Berlin machten? Auf beiden Seiten des Weges sa-

hen wir einen dicklaubichten Wald, aus dem uns Tausende von Vögeln ihr Lied entgegen sangen; vor uns, am Ende des Weges, eine prächtige, isolirte Colonnade, und durch sie hin, eine dichte Baummasse, die ein neuer Wald schien. „Welch ein romantischer Anblick! riefen Sie aus. Nichts verräth, daß diese Prunksäulen der Eingang zu einer geräuschvollen Stadt sind. Die Kunst scheint hier mitten im Schooße einer reizenden Natur, ihr Edelstes zur Verschönerung derselben gethan zu haben, und dann bescheiden entwichen zu seyn." Wir kamen näher: als das unsaubere Gemisch von Fuhrleuten und Wagen, die Schildwachen, endlich gar die staubigten Gassen der Stadt sichtbar wurden: Sie mochten gar nicht mehr aus dem Wagen sehn.

Wir stiegen aus. Mitten unter den Linden verweilten wir einen Augenblick. An einem Ende der Promenade stand wieder jene Säulenmasse, das Abendroth glühte hinter ihr, und eine gedrängte Menschenflut wimmelte unter ihr durch in die Stadt. Am andern Ende sah Ein Blick über den schönen Opern-Platz, die Brükken und den Schloßhof bis an das maje-

stätische Schloß. Rechts und links donnerten Wagen vorüber, und mit halblautem Gespräche floß ein ununterbrochener Strom von Spazierenden an uns hin, „Schön, wirklich sehr schön, dieses Ganze!" sagten Sie. — Wir traten in ihr Boudoir und sie stellten mich vor das Gemälde, das Sie zum Andenken unsers biedern, genievollen G — ß aufbewahren. Auf einem goldfarbigten Gewölke, von einem Zauberlichte bestralt, mit den Retzen einer Venus, aber dem kühnen, zürnenden Blicke der Pallas, steht die Fee Radiante und spannt einen funkelnden Bogen. Ihr gegenüber, halb in einem mitternächtlich schwarzen Wolkenberge vergraben, von dem überall Blitze nieder zu tröpfeln scheinen, schlägt der Zauberer, — wie hieß er denn? Gleichviel! — Bubu, eine kralligte Hand vor die Augen, und rauft mit der andern sein gesträubtes Schlangenhaar, will entfliehen, und vermag es nicht. Die gräßlichste Verzweiflung rast in seiner Mine. Der Pfeil der Fee: er wird ihn unausweichlich treffen, er trift ihn, er hat ihn schon getroffen, denn das Ungeheuer taumelt nieder

auf seinen Lindwurm, der sich neben ihm, ohnmächtig schäumend, aufbäumt. Unten am Boden umarmen der Prinz Celest und die Prinzessin Celestine, zur Hälfte noch Drachen, einander mit Blicken voll der süßesten Trunkenheit der Liebe. — „Nicht wahr? sagten sie wieder: der Anblick ergreift sehr wunderbar?"

Wunderbar, aber nicht romantisch, denn wir sind keinen Augenblick in Ungewißheit, ob wir ein bloßes Gebilde der Phantasie erblicken, das uns unterhält, ohne unser Gefühl auf zu reizen: so bald sich dieses regen will, schlägt das ironische Lächeln des Verstandes es nieder. — Schön, aber nicht romantisch, war dagegen die Wirklichkeit, die wir unter den Linden bewunderten, denn wir sahen sie von allen Seiten, wir begriffen sie ganz, ohne daß unsre Phantasie rege gemacht wurde. — Aber was war es, das Ihnen auf dem Charlottenburger Wege jenen Ausruf entriß? Sie sahen Wirklichkeit, aber von solchen Seiten, auf eine solche Weise, daß ihre Phantasie sich nicht enthalten konnte, sich ein Ganzes zu schaffen, das Ihre Ge-

fühle leise erweckte. So bald Sie auch die Züge der Wirklichkeit erblickten, die andere als leichte, angenehme Eindrücke auf Sie machten, so bald die Wirklichkeit das Ansehen eines freien ungezwungenen Spieles verlor, fiel es Ihnen nicht mehr ein, „Romantisch!" zu rufen.

„Romantisch also heißt" — Noch nicht, meine Freundin! „Noch mehr Parallelen müssen unser Resultat bestätigen, ehe wir es für gefunden erklären.

Was denken Sie zu dem Leben, das unser immer frohe B. führt? Des Morgens liest er beim Kaffee die Zeitungen, oder ordnet an, was im Hauswesen seines Departements ist. Dann geht er an seine Geschäfte: die meisten gelingen ihm, denn er entwirft sie mit richtig, würdigendem Geistesblick, und führt sie mit unbefangener Ruhe, mit Sorgfalt und Festigkeit. Am Mittage kehrt er zu seiner Familie zurück. Seine Frau empfängt ihn mit einer liebevollen Stimmung, seine Kinder erzählen ihm lärmend ihre Begebenheiten in der Schule u. s. w. Am Abend fährt er in seinen Garten, um mit ein Paar Freunden eine Par-

tie L'Hombre zu machen, oder er geht in die Comödie, ins Concert oder in eine Gesellschaft: in jeder empfängt man ihn mit ausgezeichneter Achtung. Er lebt glücklich in der hellen Wirklichkeit um ihn her: — aber auch romantisch? —

Erinnern Sie Sich noch des verwirrten N —, der Sie vor einigen Wochen auf der Gasse so unsanft anlief? Er kann wirklich nichts davor, der arme Mann! Er weiß nie, was um ihn her vorgeht; er kennt die Menschen und die Dinge nicht: er sieht in ihnen immer nur, was seine Phantasie ihm vormalt. Versicherte er mich doch einst sehr ernsthaft, an manchen Tagen sei er so unglücklich, lauter häßlichen Menschen zu begegnen; an andern führe sein Genius ihm lauter schöne entgegen. Seine Geschäfte, — O er hat nie welche gehabt; er kann nie welche haben: denn er würde sie schlechterdings nach der Stimmung seiner Phantasie besorgen. Seine persönlichen Angelegenheiten? Er hat zum Glück Verwandte, die für sein Vermögen, für sein Essen und Trinken und seine Kleidung sorgen: sonst wär' er längst ein Bettler, oder

ginge ohne es zu seyn, in Lumpen. Seine Genüße? Häufen Sie alles Reizende, alles Angenehme um ihn her an: er bemerkt es nicht, oder findet es unausstehlich, wenn seine Phantasie nicht dafür gestimmt ist, Schönheit zu erdichten; ist das aber, so watet er in der glühendsten Mittagshitze auf einer offnen Ebne, im ellenhohen Sande und zerschmilzt dabei vor Entzücken über die namenlosen Reize der Natur. Der ehrliche N — lebt bloß in der Phantasie: — aber auch romantisch? —

Ein Engländer, ich glaub' es war ein Dichter, übergab einst, wie die Landbibliothek erzählt, sein Vermögen einem Freunde, mit der Bitte, es für ihn zu verwalten, ohne ihn je mit einer Rechenschaft zu behelligen. Er hatte einen alten Bedienten: diesem machte er den Entwurf eines Hauswesens, und befahl ihm, es für ihn einzurichten und zu führen, ohne ihm je davon zu sprechen, und nun bezog er mit seiner Geliebten, dem erwähnten Bedienten und seinem Lieblingshunde, ein einsames Häuschen, das in einer reizenden Gegend lag, bequem eingerichtet, mit einer ausgewählten

Bibliothek, musikalischen Instrumenten und allem versehen war, was die Einsamkeit verschönern kann. Hier verbrachte er zehn Jahre bis an den Tod seiner Jenny; von allem Fremden geschieden, genoß und arbeitete er, ohne zu erfahren, was in der übrigen Welt vorging, ohne je auch nur einen Menschen, außer seinen Hausgenossen, zu sehen. — Diese Lebensart werden Sie ohne Bedenken romantisch nennen: Warum? Sie war darauf berechnet, das Süßeste, was die Wirklichkeit gewähren kann, glückliche Liebe, Ruhe, Bequemlichkeit, Geistesgenuß zu gewähren, und alles, alles zu entfernen, was diese stören konnte, oder auch nur einen fremdartigen Eindruck hinein mischen.

Ich komme zu den romantischen Ideen. Buonaparte hat den Plan, durch Canäle die bedeutendsten Flüsse Frankreichs und Deutschlands, und durch sie alle Provinzen dieser Länder in eine Verbindung zu setzen, die jeder Art der Industrie ein neues, doppelt kräftiges Leben geben muß. Die Idee ist groß und wohlthätig, aber aus der vollen Wirklichkeit genommen und in jeder Rücksicht für die volle Wirk-

lichkeit berechnet, also nicht romantisch. — Ein idealistischer Träumer machte sich kürzlich durch einen Plan noch lächerlicher, als er schon war, durch einen Plan zu einem Staate, der alle Verbindungen seiner Bürger mit den Bürgern andrer Staaten abschneiden, alles, was sie bedürften, selbst herbeischaffen, und was er nicht herbeischaffen könnte, sie nicht sollte bedürfen lassen. Die Idee entspringt aus einer schiefen Ansicht der Dinge, sie kommt weder aus der Wirklichkeit, noch kann sie jemals in der Wirklichkeit realisirt werden: gleichwohl ist sie nicht romantisch, denn sie wirkt weder auf die Phantasie, noch aufs Gefühl, sondern nur auf das Zwerchfell. — Ein Deutscher Fürst hat, sagt man, sein ganzes Ländchen wie einen engl. Garten behandelt, und wo immer er in demselben eine Partie fand, die einer ästhetischen Verschönerung fähig war, sey's im Forste, sey's zwischen Feldern, oder am Rande einer Wiese, da hat er sie angebracht. Gestehen Sie, diese Idee, einem ganzen Lande die Gestalt einer Kunstanlage zu geben, und wo es nur möglich ist, durch die Natur das Kunstgefühl zu

beschäftigen, ist — romantisch. Auch sollen Reisende kein Wort häufiger im Munde führen, als dieses, so lange sie auf Dessauischem Gebiete sind.

Aber nicht jedes ästhetische Kunstwerk ist romantisch. Sie haben die Ilias gelesen. Welches Gefühl erregten die Gastmäler der Götter, ihre Zänkereien, ihre Kämpfe in Ihnen? Ein romantisches gewiß nicht. Sie staunten jetzt das kolossalische Maaß an, das der Dichter den irdischen Vorgängen zu geben verstand, jetzt, lächelten Sie über die naiven Züge, die dem Gigantischen beigesellt waren; jetzt freuten Sie sich über das Lebendige, Kraftvolle seiner Gemälde, aber keinen Augenblick verließ Sie das Bewußtseyn, daß sie eine Fabel lasen: Sie beschaueten nur. — Engels Lorenz Stark, im Gegensatz, ist eine Dichtung aus der wirklichen Welt: die Menschen die er aufstellt erinnern wir uns alle, irgendwo, wenigstens den einzelnen Zügen nach, gesehen zu haben; die Begebenheiten die er erzählt, können sich in jedem Hause zugetragen haben: alles ist so wahr, so täuschend wahr geschildert, wir müssen uns

immer darauf erst besinnen, daß das Buch nur eine Erdichtung erzähle: — aber eben deswegen, weil alles so helle Wirklichkeit in ihm scheint, und alles andere in ihnen der Beschäftigung des Verstandes untergeordnet ist, hat dieses Buch gar nichts Romantisches. — Besinnen Sie Sich dagegen auf irgend eine der Romanzen, von Bürger, Herder, Göthe, Schiller. Was finden Sie darin? Eine isolirte Situation aus der Wirklichkeit, so gestellt, daß Sie Phantasie und Herz beschäftiget. — Durch den blühenden Hayn schleicht Aly hin. Wer ist er? Wir erfahren nur so viel davon als uns interessiren kann: daß er jung, schön, aus tapferm Geschlechte, selber ein Tapfrer und vor allem — zärtlich ist. Er tritt unter das Fenster der reizenden Zoradine und läßt seine leise Guitarre seufzen. „Spielt er gut? Ist das Lied von ihm selbst? Ist es für diese Gelegenheit gemacht?" Die Fragen wären läppisch! Ist es rührend? Rührt es Zoradine wirklich? Das wollen wir erfahren. Es rührt sie. Sie öffnet leise, leise das Fenster, sie empfänget Liebesworte, sie lispelt Liebesworte herab. Warum mit

so sorgfältiger Vorsicht? Wir werden wie gesagt, davon und von allem, allem das beide angeht, nichts, gar nichts weiter erfahren, als was unser Gefühl beschäftigen kann.

Doch was soll ich Sie länger durch Beispiele herumführen. Treten Sie ins Freie wenn der Mond in einer heitern Nacht, die ganze Erde in eine große Romanze verwandelt. Was erblicken Sie um Sich her? Nichts als wirkliche Gegenstände: aber wie sehen Sie diese? Der Baum zeigt Ihnen nicht seine einzelnen krummen Aeste, seine bestaubten oder zerfressenen Blätter: nur seine fantastisch freien Umrisse können Sie unterscheiden. Er ist Eine schön geformte Masse, die vom leichten Winde ergriffen, sich spielend zu bewegen scheint. Sehn Sie auf das Dörfchen im Thale. Nicht seine elenden Hütten mit den geflickten Dächern, nicht seine holprichten Gäßchen erblicken Sie: eine malerische Gruppe, über welcher der stumpfe Kirchthurm wie ein beschauender Wächter sich erhebt. Ist noch Geschäftigkeit auf der Landstraße, auf dem Acker, oder der Wiese? Sie ist durch das Dunkelhell

so

so schön verschleiert, daß sie nur spielendes Leben scheint. —

Aus allen diesen Aufstellungen glaube ich denn endlich das Resultat folgern zu können: Das Romantische ist die Mittelstufe zwischen der vollen Wirklichkeit und der fabelhaften Dichtung, es ist die Wirklichkeit, poetisch behandelt, zum freien Kunstspiele des Geistes gemacht. — Es entsteht, wenn wir an ihr alles in Schatten stellen, was eine andre Seelenkraft als Phantasie und Gefühl beschäftigt, und nur die Züge, die sich dazu eignen, ästhetisch behandeln. Jeder Zug aber, der unserm Gebilde die spielende Leichtigkeit, oder die Möglichkeit *)

*) Ein Freund machte mir bei dieser Stelle folgenden Einwurf: „Romantisch komme her von Roman, heiße also, was sich dazu eigne, in einem Romane zu stehn," — (richtiger vielleicht, was in seiner Art den Eindruck auf uns mache, wie ein Roman in der seinigen). — Gegen die Ableitung läßt sich nichts einwenden; auch nicht gegen die Erklärung; nur führt sie zu der zweiten Frage: Was ist denn ein Roman? Läßt sich etwas anders antworten, als: Ein Werk, in welchem die Wirklichkeit poetisch, das heißt, für Phantasie und Gefühl, behandelt wird? Und stehn wir dann nicht vor demselben Resultate? — Aber mein Freund fuhr fort: „In den ältesten Romanen, besonders der Spa-

nimmt, jeder der nicht die Einbildungskraft und das Herz angeht, oder unglaublich ist, zerstört das Romantische.

Rousseau war auf einem seiner Spaziergänge in der französischen Schweiz auf einen Berg gelangt, der ihm nach allen Seiten eine Aussicht in mahlerisch-schöne Wildnisse gewährte. Nirgend eine Spur von der Thätigkeit der Menschen, die er für so verderbt, für seine erbitterten Feinde hielt:

nier, finden wir Zauberer und Feen, also — läßt sich das Fabelhafte nicht vom Romantischen ausschließen." Das Faktum ist richtig, aber der Schluß ist falsch. Als jene Romane geschrieben wurden, war der Glaube an Zauberei allgemein, gehörte diese, den Volksvorurtheilen nach, zur Wirklichkeit. Die Verfasser jener Romane mischten also nicht die Zauberei ein, weil das Fabelhafte an sich Romantisch ist, sondern weil sie die Wirklichkeit fabelhaft sahen. Jezt sehen wir sie richtiger, und wenn wir sie poetisch behandeln, dürfen wir den fremdartigen Beisatz, der jetzt die beabsichtigte Wirkung stören würde, nicht mehr einmischen. — „Daraus würde folgen, daß nicht alles was in einem Zeitalter romantisch ist, es auch in einem andern sey?" — Ich glaube nicht. Höchstens könnte man schließen, daß ein ungebildetes Zeitalter in dem Romantischen, wie in der Religion, sich Beimischungen gefallen ließe, die ein gebildetes mit Widerwillen verwirft.

überall die freiwaltende Genialität der Natur, in der Gruppirung der Hügel und Wälder umher, in dem Hinrauschen und Krümmen der Waldströme, in den Formen der Felsen. — Er überließ sich seiner Phantasie: er dachte sich, abgesondert von der ganzen übrigen Welt, in dem romantischen Verhältniß eines freien Wesens, das die menschliche Gesellschaft, deren Fesseln es peinigten, verlassen hat, und von ihrem Zwange nicht mehr erreicht werden kann. Sein Herz pochte heftiger, Thränen stiegen in seine Augen empor, und er rief aus: „Endlich, endlich gerettet!" — Da rührte ein stampfendes Pochen sein Ohr. Er eilt dem Orte zu, wo das Geräusch herkommt; er biegt um die Ecke eines Felsen, und — steht vor einer Papiermühle, wo ein ganzer Haufen Menschen im Schweiße ihres Angesichts, sich um ihr tägliches Brot abmühen und unter der Last des Lebens keuchen. Er glaubte eine noch unentweihte Freistatt der Natur erreicht zu haben, und stand funfzig Schritt von — Sein Gefühl bei dieser Entdeckung war so unangenehm, daß er schnell entfloh und das Plätzchen nie wie-

der sehen mogte. Das Romantische seiner Vorstellung war durch einen einzigen nicht romantischen Zug völlig entstellt, vernichtet. —

Nachdem ich einmal zu jenem Resultate gekommen bin, wie gerne verweilte ich noch bey der Anwendung desselben! Wie gern prüfte ich noch mit Ihnen so manches, was mir in diesem Augenblicke wahr scheint, z. B. daß romantischer Sinn eigentlich die Grundlage alles geistigen Glückes ist, das wir genießen können; — daß seitdem kein Volksglaube an das Wunderbare mehr existirt, das Romantische allein das Wesen einer Poesie seyn darf, die darauf Anspruch macht, allen Volksklassen angemessen zu seyn; — daß das Romantische Mittel und Zweck jeder schönen Kunst überhaupt ist; — und zwanzig andere Sätze von gleicher Wichtigkeit und — gleicher Gewagtheit: doch ich spare mir das alles auf, und kehre dafür zum Verfasser des romantischen Gemähldes zurück, mit dem ich meinen Brief anfieng.

Er hat es übernommen, das Leben eines berühmten großen Mannes romantisch zu

behandeln. Ich will mich nicht darauf einlassen zu untersuchen, in wie fern es wohlgethan sey, eine Geschichte zu romantisiren: aber wenn man es einmal thut, wie muß man es anfangen? Das geht aus dem Gesagten hervor. Man muß nur diejenigen Züge herausheben, die fähig sind so bearbeitet zu werden, daß sie Phantasie und Gefühl interessiren, und dann muß man sie auch ganz diesem Zwecke gemäß, ordnen und ausmalen.

Unser Verfasser beginnt sein Buch, mit einer sonderbar deklamatorischen, mit Gemeinsprüchen und schielenden Bildern überladenen Schilderung des Mittelalters und der Geschichte der Fränkischen Monarchie, bis zum Regierungsantritt Karls des Großen. Dann hebt er auf der 55sten Seite also an:

„Karl hatte das sieben und zwanzigste Jahr erreicht, als sein Vater Pipin starb; aber seiner Jugendgeschichte geht es, wie es beinahe der Fall mit der Jugendgeschichte aller großen Männer ist, die das Dunkel der Verhältnisse, in welchem sie gebohren wurden, durch ihre spätere Thaten so durch-

brechen und überglänzen, daß die Nachwelt, die bei diesen Thaten verweilt, hinwährend mit denselben beschäftigt ist, ohne erst fragen zu können, wie denn die erste Jugend eines so seltenen Mannes gewesen sei?" So schwerfällig langweilig, und verworren erzählt er uns nun einen ganzen Bogen hindurch, wie er glaube, daß sich die großen Männer bilden; warum die Natur wenig große Männer lasse gebohren werden; nach welchen Maximen Pipin regiert habe, nach welchen Karl; in welchen politischen Verhältnissen dieser zu seinem Bruder Karlmann und dem Pabste gestanden und warum er beschlossen habe, eine Longobardische Prinzessin zu heurathen. Finden Sie in allen diesen Dingen etwas Romantisches?

Nun, rufen Sie vielleicht aus, so erlassen wir ihm den Titel, und nehmen sein Buch für das, was es ist, für eine schlechtgeschriebene Geschichte. „Nein, meine Freundin, selbst das ist sie nicht. Dem Verfasser ist es mit dem Romantischen so sehr Ernst gewesen, daß er, um es zu erschaffen, wunderliche lange Gespräche und abentheuerliche Begebenheiten — erdichtet. Hier haben Sie

eine Probe von den Gesprächen, und zwar nehme ich, damit mich der Verfasser nicht der Bosheit beschuldigt, die Lächerlichkeiten aufgesucht zu haben, gleich das erste.

„Desiderius, König der Longobarden. Es freut mich, König der Franken, dich persönlich kennen zu lernen. In „dem Augenblicke, wo sich die beiden mächtigsten Fürsten des westlichen Europa's „zum erstenmale sehen, müssen die Nationen, die sie regieren, eine erhabene Freude „empfinden, denn eine solche Zusammenkunft kann für sie nicht anders, als „wohlthätig sein.

„Karl. Die Völker, die wir regieren, „können sich nur dann von unserer Zusammenkunft eine bessere Zeit versprechen, „wenn wir uns einander ohne Hinterlist, „ohne Rückhalt, und mit gutem Willen nähern. Ich mag die kleinliche Politik nicht „dulden, die es, wenn zwei Fürsten sich „über die große Angelegenheit der Wohlfarth „der ihnen anvertrauten Reiche verständigen „wollen, hinterlistig meint, und Absichten „heuchelt, die ihnen fremd sind. Ich kann „also nur dann dem heutigen Tage ein

„entscheidendes Verdienst zugestehn, wenn „es mir gelingt, dich zu einer offenen Hand„lungsweise gegen die Franken zu veran„lassen.

„Desiderius. Deine Mutter Bertha „hat mich mit deinen Gesinnungen und Ab„sichten bekannt gemacht, die" —

Doch was soll ich das langweilige Gewäsch weiter abschreiben. Die schläfrigen Personnagen sprechen in diesem Tone siebzehn enggedruckte Seiten mit einander, und das Pröbchen reicht hin, Sie sehn zu lassen, daß ihr Gespräch sich mehr dazu eignet, von einem Paar Quintanern bei einer Schulübung fein gravitätisch, mit abwechselnd gehobnen Händen, hergesagt zu werden, als eine romantische Idee vor unsre Seele zu führen.

Eben so abgeschmackt sind die erdichteten Begebenheiten. Z. B. die Sachsen, die Karls Heere gegenüber stehn, schicken einen Thüringschen Kriegsgefangenen zum Spioniren aus. Welche Dummköpfe mußten sie nicht seyn, wenn sie glaubten, der Gefangne würde für sie sein Leben wagen, und dann ins Gefängniß zurückkehren. Hatto, so heißt

er, ist klüger. Er hat in den Thüringschen Wäldern ungefähr so viel Geschichte, Politik, Philosophie u. s. w. erworben, daß er in unsern Tagen auf die Professur an irgend einem Gymnasium Anspruch machen könnte. Mit diesen Vorzügen ausgerüstet, geht er ins Fränkische Lager, verlangt Karl zu sprechen und bietet sich ihm zum — Hofnarren an. Karl, der ein Kenner von Verdiensten ist, will ihm eine Würde geben, aber Hatto dissertirt über die Nützlichkeit eines Narren sehr ernsthaft und besteht auf die Kappe. Karl giebt sie ihm, aber wirft ihm gelegentlich bitter vor, daß er nur Hofnarr sei. Eigentlich ist er nichts als ein moralisirender Pedant.

Die zweite Erdichtung ist noch absurder. Als die Sachsen sich immer wieder empörten, ließ Karl einst, um sie zu schrecken, fünf tausend Sächsische Kriegsgefangne niederhauen. Der Verfasser führt diesen schwarzen Zug an, aber um seinen Helden zu entschuldigen, glaubt er die Unthat durch etwas anders als die Politik, motiviren zu müssen. Er erdichtet also sehr weitläuftig, daß unter den Gefangenen eine achtzehn-

jährige Fürstin ist; daß Karl sich in sie verliebt und ihr anträgt, seine Beischläferin zu werden; daß sie seine Liebe verschmäht, und er nun aus Rache fünftausend Menschen umbringt. Wie, fühlte er denn nicht, wie tief er ihn da erniedrigt, statt ihn zu entschuldigen? In der Geschichte war Karl ein hartherziger Politiker, aber gleichwohl ein großer Mann; hier ist er ein elender, winziger, verworfener Bösewicht.

Und der Styl, in dem diese Rarität geschrieben ist? Von seiner Schwerfälligkeit haben Sie schon Beweise, aber es ist fast keine Seite im Buche ohne erbärmliche Sprachschnitzer.

„Aber warum unterhalte ich Sie denn von dieser Armseligkeit?" Einmal, weil der Verfasser in der Vorrede sagt, daß er schon verschiedene Bücher geschrieben habe, und entschlossen scheint, noch recht viel andre anzufertigen; — dann aber wissen Sie ja, — man siedet die Stockfische nur um der Sauce willen, die sie vertragen.

Sieben und dreißigster Brief.

Titan von Jean Paul. 2ter Band und 2tes Bändchen.

Tout a l'humeur Gasconne en un Auteur Gascon. *Boileau.*

Meine vorigen Briefe, liebe Freundin sind sehr lang ausgefallen, oder vielmehr ein-, nehmlich in die Arme ihrer Geduld: ich darf es nicht wagen, ein neues Werk auf die Kapelle zu bringen. Ein solches müßte erst durch ein weitläufiges Räsonnement, gleich einer frischen italienischen Wallnuß*), abgehäutet und zerlegt werden, ehe ich das Eingeweide ausweiden und Ihnen auftischen könnte. Ich will Sie lieber von einem solchen unterhalten, mit dem ich bei-

*) Die Italiener haben die sonderbare Weise, die Nüsse aufzukrachen, ehe sie sie essen. S. Brydone's Reise S. 17.

nahe fertig bin, wenn ich gesagt habe: dito *). Es sey der 2te Theil des Titan.

Dieser ansehnliche Bandwurm hat nehmlich das mit den Bandwürmern *) der Wallfische und aller andern Thiere, gemein, daß jedes neue Glied grade so ein Ding ist wie das alte, eine vollkommne Creatur mit Saugeloch und allem. Wird Kopf oder Schlußglied abgerissen: man merkt es nicht. Das folgende oder das vorhergehende vertritt seine Stelle. Dieser zweite Theil unterscheidet wenigstens, nehmlich sich selbst, in nichts von dem ersten, als darin, daß er der zweite ist. Der Mäander des Richterschen Witzes rieselt durch dieses Buch, wie durch alle andre Werke des Verfassers, in so tausendfachen Krümmen bergauf, bergab, daß er selbst wohl selten weiß, woher er komme, noch wohin er fahre; und rollet in eben so reichlicher Menge Schlamm und Kies und dann wieder ein Körnchen des reinsten, gediegenen Goldes.

Ich bin indeß der Wahrheit das Rauch-

*) In Flachsenfingen und Haarhaar sagen die Auctionatoren so, statt detto, S. Büsching, Art. Haarhaar.

*) S. den — — — Hof- und Staatskalender.

opfer schuldig, zu gestehen: Herr Richter macht es wie die Lampreten *) in England, und — in allen andern Ländern der alten, neuen und neuesten Welt. Wenn die unmenschlichen Köche sie peitschen, so winden und bäumen sie sich, und schnappen nach der Ruthe, aber sie lassen doch zu gleicher Zeit den Schleim fahren, dessen Absonderung man durch die Operation bewirken wollte, wie Peter der Große den Strelitzen die Köpfe abhakken ließ, um sie klüger zu machen. Herr Richter nehmlich vertheidigt seine Manier muthiglich gegen die ungeschliffenen Recensenten, die Kunst von ihm fordern, und nennt sie, ich meine die Manier, Genialität, wie die Aerzte Convulsionen von einer gewissen Art, einen Tanz nennen. Indeß hat er es in diesem Theile doch sorgfältig vermieden, die Fasanen für Wasservögel anzusehn (Theil 1. S. 21.) oder die Frauenzimmer weiblichen Salpeter zu nennen. Nur ein einziges mal ist es ihm widerfahren, die Seele in ihrem Verhältniß zu den Sinnen, mit einer Frau zu vergleichen, die fünf Schweinchen am Strikke führt. Ueberall sonst stürzen seine Ein-

*) S. Hume's History of England, Vol. IV. 29.

fälle nicht mehr, wie, nach Johannes Müller, die Gemsen in der Schweiz, kopfunter, kopfüber, sondern springen nur, wie, nach Fischer, die Ziegen in Spanien thun.

Wie Sie wissen giebt er in jedem Bande des Titan zweierlei, erstlich ein Buch, und zweitens noch ein Buch. In dem einen ist er lustig-ernsthaft, und in dem andern ernsthaft-lustig. In beiden stehn diesmal, die drei Viertheile die schlecht und langweilig sind, nicht gerechnet, lauter vortrefliche Sachen. Im eigentlichen Titan rückt die Geschichte so rasch vor, daß man am Ende dieses Bandes gar nicht mehr steht, wo der erste aufhörte, sondern einen halben Schritt weiter. In dem komischen Anhange brechen zwei den Hals, der Luftschiffer Giannozzo einmal, und der Witz des Verfassers zehntausendmal.

Schließlich muß ich Ihnen noch ein Unglück melden, daß der Verfasser gehabt hat. Auch gegen mich vertheidigt er sich mit vielen Schimpfworten und schiefen Vergleichungen und um zu beweisen, daß ich „nicht genug im Kopfe habe," behauptet er, ich gestehe im zehnten Briefe, nicht zu wissen, wo die (kürzeste) Nacht nur ein Paar Stunden daure. Das wäre wirklich sehr vergeßlich

von mir, da ich in meinem Vaterlande so manche Nächte dieser Art fröhlich durchwacht und dabei sehr bedauert habe, daß sie nicht länger waren. Wollen Sie Sich indeß die Mühe nehmen, den zehnten und eilften Brief auf zu schlagen, so werden Sie finden, daß ich nichts weiter sage, als: Herr Richter hätte den Ort nennen sollen, wo die Sonne zwischen ihrem Untergange und Aufgange, Eine Minute lang hinter einem Berge stecke. Er hat also, wie, nach Swift, sich die höflichen Houyhnhms ausdrücken, das Ding gesagt, das nicht ist, oder wie die unhöflichen Menschen sprechen, eine Unwahrheit. Das hätt' er nicht thun sollen, denn, wird das bekannt, so wird diese Verdrehung ihn mit Recht verächtlich machen,

erstlich bei allen Menschen;

zweitens bei den Guten, weil so etwas nicht rechtlich,

drittens bei den Bösen, weil es nicht fein genug ist;

viertens aber bei seinen Leserinnen, zu denen ich auch die Leser rechne.

Sollte ihm übrigens dieser Brief in die Hände fallen, so hoffe ich, er werde mir zugestehen, es fehle meinen Talenten nur an Ausbildung, um ihm und den englischen

Grinning-Matchers *) nicht ganz unglücklich in der Genialität nachzueifern.

Was ich aber im Ernst vom 2ten Bande des Titan denke? Ich wenigstens finde ihn sehr viel besser als den ersten. Er enthält vortreffliche Sachen, und Richters gewöhnliche Fehler sind hier schon viel weniger grell. Sollte er jemals dahin kommen, nur seine possirliche Manier ganz abzulegen: er würde ein sehrvorzüglicher, er könnte ein großer Schriftsteller werden.

*) Leute die öffentlich mit einander wetten, wer die ärgsten Grimassen schneiden könne.

Acht und dreißigster Brief.

Zeitung für die elegante Welt. 1801. Januar bis Junius.

A gens de Village trompette de bois.

Zeitungen sind die alten Weiber der Literatur, und genießen ihrem Charakter entsprechende Vorrechte. Es ist in ihrer Natur, immerfort, und von tausend Dingen durch einander, zu schwatzen, jetzt klug, jetzt einfältig, jetzt wahr, jetzt unwahr; es ist unmöglich, ihre Reden zu kontrolliren, ja, man hält es in der Regel fürs Beste, sich gar nicht einen solchen Gedanken merken zu lassen. Wer hat Athem und Geläufigkeit der Zunge genug, es mit ihnen aufzunehmen, mit ihnen, die in einem Augenblick den ganzen Markt zusammenrufen, und alle Gassen mit Geschrei füllen können? Aber

soll man sie denn ungestört machen lassen, auch wenn sie Unfug treiben? Nein! darf man gleich nicht hoffen, das letzte Wort gegen sie zu behalten, so ist es, glaube ich, doch wohl eines guten Bürgers nicht unwürdig, dem Publikum einen Fingerzeig zu geben: „dies Mütterchen lügt, jenes kuppelt, und das dort treibt Quacksalberei!“ — dann aber ruhig weiter zu gehen, und von dem Geschrei, das sich erhebt, gar keine Notiz zu nehmen. Die Einsichtsvollern wissen ja doch, woran sie mit demselben sind. — Muthig also geh' ich an mein heutiges Werk.

Ich glaube Ihnen schon in diesen Briefen einmal, im Vorbeigehn, von der Zeitung für die elegante Welt gesprochen zu haben. Bei welchem Anlasse, weiß ich nicht mehr, das aber wohl, daß es mit Theilnahme geschah. Publicität ist die oberste Schutzgottheit Deutschlands, und jede neue anständige Unternehmung, die dahin abzweckt, ihr einen größern Einfluß zu verschaffen, verdient mit lautem Beifall aufgenommen zu werden. Ein Blatt vollends, das sich vorzüglich mit denen Ständen be-

schäftigt, welche die meisten Reizungen und die größeste Leichtigkeit haben, sich über Recht, Ordnung und Sittlichkeit wegzusetzen, und denen fast nur noch das Qu'en dira-t-on? wichtig ist und bleibt; ein Blatt, das sich so ganz dazu eignet, eine neue, engere Verbindung zwischen den Künstlern Deutschlands anzuknüpfen, und die so oft radottirende Mode vernünftig zu spotten: u. s. w. Glauben Sie mir, ich freute mich aufrichtig, als diese Zeitung angekündigt wurde. — Jetzt, da sie etwa seit einem halben Jahre in Umlauf ist, erhebt sich eine laute Stimme des Unwillens gegen sie. Es wird, hoffe ich, Ihnen so wenig, als mir, gleichgültig seyn, zu wissen, in wie fern sie diesen Unwillen verdient.

Ein eigentliches Kunsturtheil läßt sich über eine Zeitung nicht fällen, da sie kein Kunstwerk ist; aber auf den Plan, nach welchem sie angelegt worden, auf den Geist, mit dem dieser ausgeführt wird, auf den Charakter, den der Redakteur ihr giebt, kann und muß man die Aufmerksamkeit des Publikums lenken, so frühe, so wirksam man vermag. Sind sie gut? Jede

Beförderung des Guten ist ein Gottesdienst. Sind sie schlecht? Eine schlechte Zeitung ist ein verpestetes Waarenlager, — ein Brutnest unzähliger Irrthümer und Uebel, das man zerstören muß, sobald man kann. Es giebt keine Abgeschmacktheit, von der man den großen Haufen nicht ohne alle Gründe überreden, keine Verworfenheit, an die man ihn nicht, besonders durch eine raisonnirende Zeitung, gewöhnen könnte. Sie demonstrire ihm nur fein oft und keck, daß es vortrefflich gethan sei, seine Kinder zu fressen und er frißt sie. —

Der Plan dieser Zeitung scheint mir sehr einsichtsvoll entworfen. Alle Rubriken ihres Inhalts sind so gewählt, daß sie der eleganten Welt — das heißt denjenigen Ständen, denen es eigentliches Geschäft ist, die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und ihre Vergnügungen mit Geschmack zu wählen, — anziehend seyn müssen. Auch das Aeußere dieses Blattes ist gut und die Beilagen an Kupferstichen und Musikalien sind meistentheils geschmackvoll und machen die Unterhaltung mannigfaltiger. Freilich, daß es alle die Zirkel und Zirkelchen von Ele-

ganten umfassen soll, welche die zweihundert Hauptstädte Deutschlands enthalten, ist ein wenig zu — theilnehmend. Was man in diesem Orte für Transparents in der Neujahrsnacht erleuchtet habe; was für Veränderungen auf dem Theaterchen irgend eines Städtleins vorgefallen sind, oder gar, daß es ein rothsammtnes, mit goldnen Frangen besetztes Küssen gewesen sey, worauf ein junger Prinz bei der Confirmation gekniet habe, das verdient eben nicht sehr, der eleganten Welt, oder irgend jemand mitgetheilt zu werden: aber man muß sich erinnern, daß es eine Zeitung ist, welche diese Herrlichkeiten erzählt; man muß vorzüglich in Anschlag bringen, daß diejenige elegante Welt, deren der Redakteur als Leserin bedarf, in ganz Deutschland zerstreut, eine solche aber, die genug ganz allgemein interessanten Stoff zur Unterhaltung darbieten könnte, — nirgend zu finden ist. Es ist eine alte Bemerkung, daß man die Menschen nie besser unterhält, als wenn man ihnen von ihnen selbst vorredet. Möge der Herausgeber also immerhin thun, als wenn ihm jeder Winkel wichtig scheine, damit er es jedem sei.

Ich wünschte, daß sich von dem Geiste und dem Charakter dieses Blattes eben so viel Gutes, wenigstens Entschuldigendes sagen ließe. Es ist wahr, der Herausgeber hat das Glück gehabt, sehr einsichtsvolle und geistreiche Mitarbeiter zu erhalten, und die Zeitung liefert manchen trefflichen Aufsatz; aber es ist nicht genug, daß man das Gute aufzunehmen, man muß auch das Schlechte wegzuwerfen wissen. Wenn die literarische Werbetrommel zu einer Unternehmung dieser Art gerührt wird, stellen sich, falls der Werbende Zutrauen zu erlangen weiß, wohl einzelne wackere Männer ein, aber das „Kanonen-Futter," wie Shakespear sich ausdrückt, wimmelt in hellen Haufen herbei. Sondert der Hauptmann es nicht von den Helden, so entfernen diese sich allmählig selbst, und er steht endlich vor einer so trefflichen Rotte, wie jene, die Falstaff zum Heere führte. — Leider hat der Herausgeber der Zeit. f. d. elegante Welt nicht Sorgfalt genug, eine solche Sonderung vorzunehmen. Neben den ausgezeichneten guten Artikeln enthält seine Zeitung eine Menge von Plattitüden, kunstrichterli-

chen Deraisonnements, zuweilen gar — Zoten *), und diese wenigstens gehören wohl nicht zur Eleganz.

Es ist ein wenig Hoffnung, daß er sich, wenigstens in Rücksicht der beiden ersten Punkte, bessern werde, — oder könne. Es verräth sich zu deutlich, daß er selbst ein leiser Nachtreter fast jeden literarischen Ungeschmacks ist, der jetzt in Deutschland spuckt. Zwar fehlt ihm Kraft und Muth gewissen Cliquen vorzufechten, aber er unterläßt doch nicht, bei jeder Gelegenheit, mit einem tiefen Scharrfuße seinen Galanteriedegen für sie halb zu zucken, und dann — wieder stecken zu lassen: ja, wo es keine Gefahr zu haben scheint, unterwindet er sich wohl gar den Protektor zu machen. So hat sich ein Herr Tieck z. B. bei dem einsichtsvollern Theil des Publikums durch elende Schmierereien so herabgesetzt, daß sein Name hinreicht, von einem Buche zurückzuschrecken. Der Herr Redakt. aber

*) Dergleichen sind z. B. viele Stellen der übrigens nicht unwitzigen Hymne an einen Floh, S. 371. und das injuriirende Epigramm über Mdme Genlis S. 523.

hält einem seiner abentheuerlichsten Produkte eine stattliche — Leichenrede, und versichert, (S. 312.) es herrsche in demselben eine seltne Verbindung einfacher Sprache mit einem höhern Gegenstande." Was heißt das? Wenn der brave Mann doch selbst erst schreiben lernte, ehe er sein Ansehen verwenden will, andre in schriftstellerische Achtung zu setzen. Wenn Robert Stelzfuß versichert, Kilian Knickbein sey ein guter Springer, so weiß ein jeder beim ersten Worte, woran man ist. Der Hr. Red. wird mit seinen Richtersprüchen eher sich und seine Zeitung lächerlich machen, als dahin gelangen, dem Publikum eine abgefallene Schelle wieder anzuheften, — besonders wenn er seine Urtheile so einsichtsvoll belegt, wie er mit diesem gethan hat. Er führt dazu S. 347. folgende Stelle aus dem gepriesenen Werke an:

„Seltsam fällt es mir auf, wenn ich die unterschiedlichen (soll heißen, mannigfaltigen) Farben betrachte, wodurch alle Gegenstände getrennt, und denn (d. h. dann) wieder verwandt und befreundet werden. (Frage: Was fällt dem Hrn. Tieck auf?

Entweder er hat nichts gedacht, oder er hat sich undeutsch ausgedrückt. Es mußte heißen: wie alle Gegenstände durch sie u. s. w.) — — — — Wie wunderschön und bunt steht nun der grüne Wald mit seinen Bäumen (das Wasser mit seinen Tropfen,) mit seinen heimlichen Blumen, mit seinen lebendigen Kreaturen und seinen gefärbten Vögeln da. (Sind die Vögel etwa keine lebendigen Kreaturen?) Der Sonnenschein irrt und funkelt hinein, leuchtet und betrachtet sich gefällig auf jedem Blatte, auf jedem Grashalme. Dabei kein stummes, einsames Schweigen. (Ein stummes Schweigen? Ein ehernes Erz.) Der ermunternde Wind zieht durch die Baumgipfel, und rührt alle Blätter als eben so viele Zungen an. (Was sind das für Zungen, die durch Anrühren in Bewegung gesetzt werden?) Der Baum schüttelt sich vor Freude und wie in einer Harfe regen sich und rauschen unsichtbare Finger" u. s. w. Wie schön! ruft der Beurtheiler hier aus. Erinnern Sie sich dabei nicht an Oldenholms: „Schlottrige Königin! das ist vortrefflich!"

Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Stelle Phantasie ist, nur ist sie noch unmündig, und flattert wie ein Vögelchen, das noch nicht fligge ist, in kleinen Sätzen auf, ohne zu wissen, wohin? Aber der Rec. findet „Reinheit und Klarheit, leichte und doch feste Haltung und Uebereinstimmung" in dem Geschwätze; ja, er wagt kühn die Frage: „Ob so etwas Schönes nicht wetteifern könne, mit der gelungensten Natur-Schilderung von Jean Paul?" Gewiß, antworte ich ihm, denn mir fällt in diesem Augenblicke der Felsen ein, der im ersten Bande des Titan den Mond wie eine frisch gewaschne Nachtmütze auf hat.

Dieser Jean Paul, oder mit seinem unaffektirten Namen, Herr Richter, ist der zweite Baal, vor dem der Red. sein Rauchfaß dampfen läßt, und den er — lächerlich macht. Er versichert von einem Aufsatze desselben: „die Intention, die es bezeichne, stehe in so schönem Bunde mit Feinheit des Sinnes und Originalität der Manier, daß er in der Ueberzeugung: ein frohes Mitgefühl zu wecken, einen Entschuldigungsgrund für den Abdruck desselben bei Herr Richtern, der

ja so gern Gutes thue für die Guten, zu finden hoffe. „Ist das nicht eine wahre Allongenperücke von Periode? Und nun die versprochene Köstlichkeit selbst? Sie besteht in einem Glückwunsche, und hat die Form eines Registers, wie es allenfalls ein betrunkener Schulmeister anfertigen würde.

„Verzeichniß derer, welche heute der „schönen und edlen — — — Glück zu „Ihrem Geburtstage wünschen werden."

„Erstlich: alle —"

„Zweitens: die Guten —"

„Drittens: die Künstler u. s. w."

Herr Richter hatte Recht, dem Dinge nicht Publicität geben zu wollen. Wenn es andern widerfährt, bei einem heftigen Kopfschmerz etwa, Sachen von solcher Originalität aufs Papier zu werfen, so vernichten sie sie so schnell als möglich, um nicht einmal vor sich selbst erröthen zu müssen.

Eben so possirlich ist dieser Kunstrichter, wenn er tadeln will. Er schüttelt z. B. den Kopf darüber, daß Herder in der Adrastea Swifts Gedicht auf seinen eignen Tod, aufgenommen habe, — weil, meint er, der

Witz in demselben nüchtern und die Versifikation schlecht sey. Das Männchen begriff nicht, daß es hier nicht darauf ankam, epigrammatische Einfälle oder ein gelecktes Gedicht zu geben, sondern in einer Schilderung Swifts eine seiner sprechendsten Charakter-Aeußerungen nicht unbenutzt zu lassen. Ei, ei! Braucht man denn wirklich gar nicht zu wissen, wovon in einem Buche Rede ist, wenn man es beurtheilen will? —

Eine sehr lobenswürdige Seite an dieser Zeitung, ist die Freimüthigkeit, mit der sie das Tadelhafte mancher öffentlichen Vorgänge rügt. Sie macht dem Herausgeber sowohl, als der Regierung, unter deren Schutz er lebt, große Ehre, aber — auch hier verläßt ihn seine Urtheilskraft sehr oft. Er begnügt sich nicht, Aufsätze die mit einer anständigen Furchtlosigkeit geschrieben wurden, aufzunehmen, er rückt auch solche ein, die offenbare Schmähungen sind, und preist wohl noch gar die Humanität derselben. Hier haben Sie ein Paar Beispiele.

Zwei Maler die sich jetzt in Berlin aufhalten, H. Büry und H. Macco, stellten jeder ein Gemälde aus. Daß des Letztern gefiel fast

allgemein; das des Erstern wurde nur von wenigen angesehn und misfiel den Meisten von ihnen. Ein Freund von H. Büry unternahm es, dem Publikum zu beweisen, daß es dem Gemählde Unrecht thue: das war recht und gut. Aber er war nicht nur ein Freund von H. Büry, sondern auch ein Feind von H. Macco und, um jenen recht hoch zu stellen, würdigt er diesen so tief herab, als er nur vermag. Er versichert keck: „alles in H. Bürys Gemählde verrathe die Meisterhand;" das des H. Macco zeige ihm nichts, „als absichtlose Striche und ein zufälliges Spiel von Farberesten auf einer weggelegten Palette. „Die Wahrheit ist, daß die Arbeit des Erstern sehr viel genialische Kühnheit in der Composition zeigt, aber in der Ausführung zuweilen hart und incorrekt wird; — der letztere hingegen sehr kunstgerecht componirt und zuwellen zu ängstlich ausarbeitet. Das konnte der H. Redakteur, da er vermuthlich die Arbeiten dieser Männer nicht gesehen hatte, freilich nicht wissrn: aber in welchem Geiste die sogenannten Beurtheilungen geschrieben waren, das

konnte er beim flüchtigsten Durchlesen bemerken; er konnte die beleidigenden Ausdrücke wegstreichen, er konnte vorzüglich es bleiben lassen, ein parteiisches seichtes Geschwätze in einer Anmerkung eine „ächtkünstlerische Beurtheilung" und ein „Muster wahrer Humanität und Feinheit" zu nennen *).

*) Ein parteiisches, seichtes Geschwätz nannte ich jene Beurtheilungen, und daß sie das sind, hätte der Hr. Redakteur, trotz der affektirten Künstlermine des Verfassers, leicht einsehen können, wenn er sie mit einander verglichen hätte. An dem einen Gemälde wird Manches gelobt, was an dem andern, ohne nähere Bestimmung der Gründe, getadelt wird. An dem einen werden offenbare Fehler auf eine komisch = gezwungene Weise so erklärt, daß der nicht prüfende Leser fast verleitet wird, sie dem Maler als Schönheiten, die er nur nicht vollendete, in Anschlag zu bringen, z. B. die fehlerhafte Stellung des Stuhls in Büry's Gemählde; — an dem andern werden gleichgültige Dinge so angemerkt, daß sie Fehler scheinen. Es heißt eigensinnig, daß Macco eine blaue Gardine gemalt hat; aber daß Büry einen blauen Rock und einen rothen Mantel malte, ist muthig. — Doch ich breche ab, denn wie ich höre, ist ein talentvoller und

Ein ungleich gröberer Verstoß aber nicht nur gegen Humanität, sondern selbst gegen die gewöhnliche Sittlichkeit ist in einem der neuesten Blätter. Von einem Manne, der das Unglück gehabt, einen Fehltritt zu begehen, heißt es darin, er habe seine gerichtliche Strafe mit 15000 Thalern abgekauft. Das ist eine Unwahrheit, deren Berichtigung außer meinem Kreise liegt. Aber es wird hinzugefügt: „Es ist doch so übel nicht, eine reiche Frau geheirathet zu haben, und seine dummen Streiche mit ihrem Gelde gut zu machen." — Das ist ein so boshafter, hämischer, niedriger Ausfall, daß er denjenigen, der ihn thun, und denjenigen, der ihn aufnehmen konnte, verächtlich macht, — wenn dieser es nicht etwa aus Unbesonnenheit that. Fühlte der Redakteur denn nicht, daß es immer schändlich sey, Gefallene zu verhöhnen, und noch viel mehr, vorsätzlich das häusliche Glück eines Mannes zu Grunde richten zu wollen? Doch diese Absicht will

unpartheiischer Künstler selbst, Hr. Schado, damit beschäftigt, die Seichtigkeit jener seyn sollenden Kunsturtheile aufzudecken.

ich ihm nicht beilegen. Ich glaube nur, daß er unter andern auch irgend eine der halbliterarischen Klätscherinnen, deren es hier in Berlin so viel giebt, als Correspondentin aufgelesen hat, daß die Plaudrerin, ihm ihre Theetisch-Bemerkungen schreibt, ohne zu wissen, was sie thut, und er sie abdrucken läßt, ohne sie vorher durchzulesen. Aber in der That, mein Herr, wenn Sie die Mühe verdrießt, darüber zu wachen, daß Ihre sonst lobenswerthe Zeitung keine gemeine Klatschbude werde, so schließen Sie sie lieber, ehe das bessere Publikum und — die besseren Mitarbeiter ihr mit Verachtung den Rücken zukehren.

Neun und dreißigster Brief.

Fortsetzung über Maria Stuart von Schiller.

Ehe ich den vierten Akt, wie die vorigen, durchgehe, lassen Sie uns untersuchen, wie viel der dritte uns noch von der Handlung und den Verwickelungen derselben, übrig gelassen hat.

Lesters schlau angelegter Plan, die beiden Königinnen mit einander zu versöhnen, ist fehlgeschlagen. Ein neuer wichtiger Anlaß hat Elisabeth hinlänglichen Vorwand gegeben, ihr scheinbares Schwanken aufhören zu lassen, und wir wissen mit Bestimmtheit voraus, daß Burleigh siegen wird. Von der andern Seite ist der Gegenplan, den Mortimer gemacht hatte, völlig vernichtet: wir sind also über den Ausgang nicht mehr

ungewiß. Wir sehen dem vierten Akt bloß mit der Neugier entgegen, wie etwa dem Ende einer Rede, deren Ziel uns schon bekannt ist. Es interessirt uns nur noch, was vor Wendungen der Redner brauchen werde, es herbei zu führen. — Die Verwickelungen sind alle aufgelöst, und was noch zur Vollendung der Handlung fehlt, hätte sich recht gut in eine einzige Scene zusammen drängen lassen. Aber der Dichter hat noch zwei Akte geliefert: womit füllt er sie aus? Wir wollen sehn.

Der vierte Aufzug fängt damit an, daß der Französische Gesandte, dessen Verbindung mit dem Meuchelmörder entdeckt worden ist, verwiesen wird. Die beiden Episoden mit den Gesandten im zweiten und vierten Akt sind ziemlich überflüßig, da sie im Grunde gar nicht in die Haupthandlung eingreifen: indeß da sie so kurz sind, können wir sie uns gefallen lassen. — Jetzt erfolgt zwischen Leicester und Burleigh eine Unterredung voll der größten Bitterkeiten, die dem erstern zeigt, daß man seine Gesinnung durchschaut, seine Pläne entdeckt habe. Er selbst enthüllt uns in dem folgenden

Selbstgespräche die ganze Gefahr, in welcher er schwebt, und in dem Augenblicke, da wir ihn, die letzte schwache Stütze Mariens, schon für verloren ansehn, kommt Mortimer, ihm zu entdecken, daß er es wirklich ist, und dennoch zugleich ihm die ganze Sorgfalt für die unglückliche Fürstin auf die Schulter zu werfen. Bis zur Vortreflichkeit wahr ist die Art, wie Leicester ihn, bei dem Bewußtseyn seiner halben Schuldlosigkeit, aufnimmt, und der Ausweg, den er zu seiner Rettung einschlägt, ist äußerst überraschend. Er läßt Mortimern arretiren, und indeß dieser sich ermordet, geht er hin, bei Elisabeth seine Rechtfertigung zu versuchen. Die folgende Scene, in denen Burleigh sie zur Unversöhnlichkeit gegen den Grafen aufreizt, und sie zwischen Liebe und Zorn schwankt; die sechste, in welcher Leicester hereindringt, seine Rechte auf ihr Herz geltend macht, sich rechtfertigt, seine Beistimmung zu Mariens Tode giebt, und gezwungen wird zu versprechen, daß er bei demselben gegenwärtig seyn wolle: — sie sind so meisterhaft, daß sie hinreichen würden, das schlechteste

Stück, wenn es sie enthielte, unsterblich zu machen. Es geschieht nichts in denselben: aber der Gedankenkampf, der Kampf zwischen den verschiedenen Regungen der Sprechenden, ist anziehender und beschäftigt mehr, als es die lärmendste Prunkscene vermöchte. — Leicester hat sich gerechtfertigt; Mariens Tod ist entschieden, — die folgenden Auftritte dieses Aktes zählen uns nur die Umstände auf, unter denen Elisabeth das Urtheil unterschreibt. Kent giebt die Nachricht, daß das Volk im Tumult die Hinrichtung Mariens fordre; der Staatssekretair bringt das Urtheil; Elisabeth berathschlagt zum Scheine noch einmal mit ihren Räthen, unterschreibt die Sentenz, nach einem Selbstgespräch, über das ich Ihnen noch etwas sagen werde; der Staatssekretair erhält die Schrift von ihr, aber keinen bestimmten Befehl, wie er sie brauchen solle; Burleigh entreißt ihm das Urtheil, und eilt fort, es vollstrecken zu lassen. — Alle diese Vorgänge folgen auf, nicht aus einander, sind nicht das Resultat von Verwickelungen, sondern nur Umstände einer Begebenheit, über die

wir gar nicht mehr ungewiß sind, — haben also nur ein historisches, kein dramatisches Interesse. — Aber welches ist denn der dramatische Inhalt dieses Akts? Eine ganz neue Verwickelung, eine ganz neue Handlung! Man könnte die ersten sechs Scenen recht gut als ein besondres Stück ansehen, das man Leicesters Anklage und Rechtfertigung nennen könnte. Nun ja, auf diese Weise war es allenfalls möglich, dem Stück noch vier Aufzüge zu geben.

Im vierten Akte war die Handlung weiter nichts, als ein verstecktes Fortschleppen: im fünften fehlt sie ganz. Wenn Burleigh am Ende des vierten Akts zur Vollziehung des Urtheils forteilt, — so ist das eigentliche Drama zu Ende. Von den Triebfedern, die in demselben gegen einander in Bewegung gesetzt waren, ist die eine Hälfte zerbrochen, und die andre braucht nicht mehr zu streben. Von den streitenden Parteien ist die eine vernichtet, also kämpft die andre nicht mehr: das Stück hat uns nichts mehr zu melden. Wenn der Dichter nicht den Fehler begeht, eine ganz neue Opposition auftreten, eine ganz

neue Handlung anfangen zu lassen, so kann der fünfte Aufzug schlechterdings nichts seyn, — als was das Ballet „die Krönung Roxolanens“ nach der Oper die drei Sultaninnen, in seiner Art ist: ein Prunkgemählde der Feierlichkeit, welche durch den Schluß der geendigten Handlung veranlaßt wird. Schiller selbst scheint das gefühlt zu haben: daher ist in diesem ganzen Aufzuge sein Hauptbestreben, durch zartes Detail zu rühren. Der fünfte Act ist ein Gemählde, das mehr das Verdienst der sorgfältigen Ausführung, als der genialischen Composition hat.

Wir sehen die treue Amme unter Thränen beschäftigt, Briefschaften zu versiegeln; wir sehen die Hausbedienten in Trauerkleidern den künftigen Nachlaß einer noch Lebenden herbeitragen, damit sie selbst ihn vertheile. Ein alter Diener, der lange von ihr getrennt war, erscheint, um Abschied von ihr zu nehmen. Aber dieser Bediente — wäre es nicht gut gewesen, wenn der Dichter uns denselben durch irgend eine Auszeichnung interessant gemacht hätte? Melvil war Mariens Haushofmeister, da

sie noch einen Hof hatte: schon gut! Aber war er ihr nichts weiter, so ist sein Erscheinen — zwar nicht ganz gleichgültig, doch man fühlt, daß es interessanter gemacht werden konnte. Die übrigen Dienerinnen Mariens und ihr Hausarzt versammeln sich: jeder Eintretende erzählt eine Aeußerung Mariens, oder macht eine Bestellung in ihrem Namen. Fünf Auftritte gehen damit hin, und sind ein vortrefliches Vorspiel, das uns allmählig in die weiche Stimmung versetzen soll, mit welcher der Dichter wünscht, daß wir Marien empfangen möchten.

Endlich tritt sie selbst herein, in festlich-religiösem Anzuge, blickt mit ruhiger Hoheit im Kreise umher, und sagt — — ein abgedroschnes Sophisma. „Man solle über ihren Tod nicht klagen, sondern sich über ihn freuen." Haben von hundert Heldinnen und Helden, die auf der Bühne starben, nicht wenigstens funfzig, — ja, hat nicht jeder Beichtvater am Sterbebette etwas Aehnliches im Munde? — Man ist so daran gewöhnt, — und man fühlt so bestimmt, daß die ganze Phrase nichts als

eine frostige, unwahre Antithese ist, dass sie Ekel einflößt. Wie viel erschütternder und zugleich wie unendlich wahrer ist es, wenn Göthens Egmont ausruft: „Von dir soll ich scheiden, süßes Leben, von dir, süße Gewohnheit des Daseyns und Wirkens!" — Bei dem ersten Auftreten zeigt zeigt sich Maria im Reifenrocke des Prunks und alles was sie nun weiter thut, ihre Erkundigungen nach abwesenden Bedienten, ihre Anordnungen und so weiter, rühren uns nur halb, scheinen uns nur ein pathetisches Spiel mit dem — Fächer. — Und nun vollends die Scene, in der sie Melvillen ihre religiösen Bedürfnisse vorlegt, ihm beichtet, — diese macht sie uns völlig fremde. Es ist wahr, ihre Individualität ist mit meisterhafter Haltung durchgeführt, aber in dieser Individualität liegt so wenig Allgemein-Menschliches, so wenig was allen Herzen zuspricht: den Historiker und den eigentlichen Psychologen befriedigt sie, aber sind diese denn die einzigen, oder nur die ersten, denen der Dichter muß zu gefallen suchen? Der Aesthetiker muß die langweiligen Episoden fehlerhaft finden, und die

bloß fühlenden Zuschauer, — gähnen, wenn sie nicht allenfalls ihre Neugier munter erhält.

Es ist schwer zu errathen, was der Dichter mit dieser Scene wollte, die uns ja in Mariens Charakter keine neue Seite zeigt, und die der übrigen Handlung ganz fremd ist. Wollte er etwa dadurch, daß Maria auch ihren Beichtvater versichert, sie sei an dem Verbrechen, durch das man ihre Hinrichtung motivirt, unschuldig, — wollt' er dadurch das Interesse für sie erhöhen? Wie unzählig viele eingreifendere Mittel als diese zwölf Seiten lange Scene standen ihm dazu zu Gebote. Oben drein gesteht sie ja auch hier noch einmal den Mord ihres Gemahls: und was ist uns nun ihre Unschuld an der versuchten Ermordung der Elisabeth? Das Gefühl richtet nicht nach menschlichen Formen und einzelnen Veranlassungen. Es folgt dem Rechtsgange der göttlichen Nemesis, und sieht nach einem lasterhaften Leben in einem leidenvollen Ende nichts, als geübte Gerechtigkeit, welcher Umstand auch dieses Ende herbeiführen mag. —

Die folgenden Scenen verwischen diesen unangenehmen Eindruck indessen wieder; sie sind voll der zartesten und rührendsten Züge: aber wär', es nicht besser, und würden sie nicht einen ungleich tiefern Eindruck machen, wenn sie nichts zu verwischen brauchten? Vorzüglich die Erhabenheit mit der Marie Leicestern durch wenig Worten zu Boden schlägt: o wie viel, wie sehr viel größer würde sie scheinen, wie unendlich mehr würde sie wirken, hätte man uns nicht so kurz vorher erinnert, daß es eine Verbrecherin, eine Gattenmörderin ist, die sie zeigt. Meisterhaft dagegen', eines Sophokles würdig ist die letzte Scene gedacht und ausgeführt, die nehmlich, in welcher Leicester zwischen Entschlossenheit, und dem Gefühl seiner Niedrigkeit schwankt, uns die einzelnen Vorgänge bei der Hinrichtung aufzählt, wie er sie fast unwillkührlich erlauscht; — und endlich bei dem Todesstreich niederstürtzt, als wär' er der Getroffene. Hätte man die Hinrichtung vor unsern Augen vollzogen, es hätte uns nicht so erschüttern können, als die Wirkung die wir sie auf ihren Veranlasser thun sehn. —

Aber hier ist das Stück wieder zu Ende, und der Vorhang sinkt noch nicht; ja die Scene verändert sich. Nachdem was wir angesehen haben, was kann uns der Dichter noch zu geben haben, das uns nicht gleichgültig, langweilig wäre? — Wir sehen Elisabeth die Nachricht von Mariens Tode mit einer Unruhe erwarten, die wir nicht theilen können, da wir schon Gewißheit haben; — wir hören Schrewsbury neue Beweise von Mariens Unschuld bringen, die uns längst nicht mehr zweifelhaft ist; wir sehen die Königin eine neue Schändlichkeit gegen den Staatssekretär üben. Er ist uns gleichgültig; sie verachten wir: was soll uns der Vorgang? Burleigh erscheint, wenige Minuten nach dem wir ihn auf einem entfernten Schlosse gesehen haben, um Rechenschaft davon abzulegen, was er dort that: welche Unwahrscheinlichkeit, und wozu? Er wird verwiesen; Schrewsbury legt seine Würden nieder; Lester ist nach Frankreich geflohen: wozu, wozu erfahren wir das Alles? Was gehn uns diese Menschen alle weiter an? Befürchtete der Dichter etwa, daß wir einen zu lebhaften Eindruck

von seinem Werke mitnehmen möchten? Oder hielt er uns für so rachgierig, daß wir unzufrieden gewesen wären, wenn wir ihn nicht eine Art von poetischer Gerechtigkeit hätten üben sehn? O, um uns in dieser Rücksicht zu befriedigen, hätte die Gerechtigkeit anders ausfallen müssen; hätte Elisabeth nicht gegen Davison eben eine neue Büberei verüben müssen. Daß sie sich neue Minister wählen muß, — was ist das einem so herzloser Weibe, als Elisabeth sich im ganzen Stücke gezeigt hat? — Diese angehängten Scenen, statt dem Drama Vollendung zu geben, rauben sie ihm. Mariens Tod erfüllte unsere Seele so ganz, daß es uns nicht einfallen konnte, noch über etwas weitere Belehrung zu wünschen. Jezt erst, da uns der Dichter in fortdauernde Verhältnisse, in die Welt zurückgeführt hat, jezt erst können wir uns nicht der Frage erwehren: Und was nun weiter? Wie endet es mit dem unglücklichen Davisson? Mit dem entflohenen Lester? — —

Noch eine Rüge habe ich auf dem Herzen, und ich eile sie Ihnen mit zu theilen,

um endlich einmal mit dem häßlichen Geschäfte des Tadelns fertig zu seyn. Sie betrift das Selbstgespräch der Königin Elisabeth, ehe sie das Todesurtheil unterschreibt. In dem ganzen Drama herrscht die ergreifendste Wahrheit der Charaktere: nur in dieser einzigen Scene scheint mir Schiller einen Fehlgrif begangen zu haben.

Man hat zuweilen die Selbstgespräche überhaupt, als verwerflich angesehen. Wie unnatürlich, sagte man, ist es, einen Menschen sich selbst seine Gedanken und Empfindungen vordeklamiren zu hören. Je mehr er denkt, um desto sicherer ists, daß er schweigt, und die lebhafteste Empfindung wird ihm nichts als unwillkührliche, unzusammenhängende Ausrufungen entreißen können. — Doch, wenn die Selbstgespräche eine Abweichung von der Natur sind, so sind sie unumgänglich nothwendige. Sollten sie ein Fehler seyn, so sind sie ein sehr verdienstlicher, denn sie haben viele vortrefliche Kunstwerke veranlaßt.

Welches andre Mittel hat der Dichter, uns so vollständig, so wahr die ganze Seele eines Menschen auf zu decken, als daß

er ihn in einem wichtigen Augenblicke laut denken läßt? Soll er ihm etwa einen Vertrauten geben? Dieser müßte wieder einen Karakter haben, und zwar einen ausgezeichneten, um des Vertrauens eines ausgezeichneten Menschen werth zu seyn: dann könnte er nicht müßig bleiben, und dann entständen wieder Verhältnisse und Rücksichten, welche die Aeußerungen weniger offen machen müßten, dann — doch es wäre verlorne Mühe, die ohnehin einleuchtende Armseligkeit dieses Nothbehelfs zu entfalten.

Aber was soll ein Monolog enthalten? Betrachtungen; Anklagen oder Entschuldigungen gegen sich selbst; Ausbrüche der Empfindungen, sonst schlechterdings nichts, glaube ich. Werden diese so begonnen, wie sie der vorhergehende Moment nothwendig in der Seele eines Menschen von dem Karakter des Sprechenden, entstehen lassen mußte; werden sie in einem zusammenhängenden, natürlichen Gange, so fortgeleitet, daß jede Umwandelung aus der vorigen Gestalt entspringt; so, daß die folgende Handlung als das nothwendige Resultat der ganzen Kette von Gedanken und Empfindungen

erscheint, — dann hat der Dichter in einem solchen Seelengemälde etwas unendlich Schwierigeres und Schätzbareres geliefert, als der witzigste, feurigste oder scharfsinnigste Dialog ist.

Alles das hat Schiller in dem Monolog der Elisabeth wirklich geleistet. Gedrängt von den verschiedenen Meinungen ihrer Räthe, läßt sie sich zur Heuchelei herab. Sie verlangt allein zu seyn, um zu beten, und da sie nun allein ist, was ist natürlicher als der unwillige Ausbruch ihres gekränkten Selbstgefühls:

O Sklaverei des Volksdiensts! Schmähliche
Knechtschaft! — Wie bin ichs müde, diesem Götzen
Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!

So mußte ihr Stolz sich empören, so bald sie ohne Zeugen war. Sie fährt fort sich über den Zwang zn beklagen, den der Drang der Umstände ihr auflegt; sie zählt sich ihre Feinde auf; Marie ist die wichtigste unter ihnen; — die Gefahren die ihr drohen; die Unglücksfälle, die ihr schon widerfahren sind: Maria ist die Veranlassung aller.

Noch steht sie an: aber sie erinnert sich der letzten Demüthigung die sie von ihr erlitten; ihr Zorn entbrennt, sie kann nicht anders, sie muß unterschreiben. Sie thut es gefaßt aber rasch, und läßt, nach dieser höchsten Kraftäußerung abgespannt, die Feder fallen. Ich kann fast keinen lobenden Ausdruck finden, der meine tiefe Bewunderung gegen dieses meisterhafte psychologische Gemählde ganz ausdrückte. Zwanzigmal hab' ich es gelesen, immer mit neuer Bewunderung, und immer — mit neuem, bittern Verdruße über Einen Flecken mitten in demselben.

Wenn Elisabeth sich frägt:

Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkühr gehaßt, mein Leben lang, daß ich
Für diese erste unvermeidliche
Gewaltthat selbst die Hände mir gefesselt!

So verstehen wir, sie beschwere sich darüber, daß ihre Tugend eine nachtheilige Folge für sie habe, und diese Beschwerde scheint uns natürlich. Wenn sie fortfährt

Das Muster, das ich selber gab, verdammt mich!
War ich tyrannisch, wie die spanische

Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jezt ohne Tadel Königsblut versprützen!

so fühlen wir wohl das Sonderbare darin, daß irgend ein Mensch mit sich selbst darüber zanken solle, gethan zu haben, was er noch in diesem Augenblicke für recht erkennt, — Elisabeth nennt ja das entgegengesetzte Betragen tyrannisch; — doch wir übersehen dieses der Bewegung in der sie ist. Sagt sie aber gar:

Doch war's denn meine eigne freie Wahl
Gerecht zu seyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir diese Tugend!

Nein, das ist außer aller Natur, das ist eine entschiedene Unwahrheit. Eine Eigenschaft für eine Tugend erkennen, und in demselben Augenblick sich bei sich selbst darüber rechtfertigen wollen, daß man sie gezeigt habe; sich selbst dadurch für verworfen erklären: das ist schlechthin unmöglich! Die niedrigsten Bösewichter hätten nichts Böses gethan, wenn ihnen die Rechtschaffenheit nicht thöricht oder doch gleichgültig, das Verbrechen

nicht eine leicht zu entschuldigende Kleinigkeit geschienen hätte. In dem Augenblicke da wir die Tugend mit unserm Gefühle für Tugend anerkennen, zwingt uns Selbstschätzung und Eigenliebe nach ihr zu streben, uns wenigstens bei uns selbst zu entschuldigen, daß wir sie nicht üben; dies aber darüber zu thun, daß man sie geübt habe,— Ich wiederhole es, das ist schlechterdings unmöglich. —

Zum Schlusse erlauben Sie mir, mein Urtheil über dieses Trauerspiel kurz zu wiederholen. Es hat eine sehr große Einheit der Handlung, eine vollkommne Einheit des Interesse: nur hört die eigentliche Handlung zu frühe auf; und ihre Verwickelungen werden nicht aufgelöst, sondern von außen her, durch den Meuchelmörder, zerrissen; — nur ist das Interesse nicht rein und haftet unverhältnißmäßig mehr an ven Vorgängen, als an den Personen. Fast jede Scene zeigt uns eine anziehende Situation: aber manche Situation macht doch auch einen widerlichen, empörenden Eindruck. — Die Charaktere sind mit einer unübertrefflichen Wahrheit geschildert und meisterhaft gehal-

ten: es ist aber, den Neben-Charakter Schrewsbury's abgerechnet, kein einziger unter ihnen, für den man sich mit reiner hochachtenden Wärme interessiren könnte. Die Sprache ist kräftig und meistentheils edel, vielleicht indeß nicht überall den Sprechenden ganz angemessen. Der Dialog ist einige Scenen abgerechnet, sehr natürlich, und der Dichter hat ihm jedesmal, jetzt das würdevolle, langsame Fortschreiten, jetzt die rasche, fast springende Eile zu geben gewußt, die der Inhalt forderte. Die Verse sind ungleich dramatischer, das heißt, der Prosa näher, als in irgend einem andern Schillerschen Stücke. Das Bestreben des Dichters, das Metrum so zu verstecken, daß es beim Hersagen der Verse nicht vorklinge, ist sichtlich: warum aber behält er überhaupt etwas bei, das er dann wieder zu verbergen suchen muß? Schillern, vor allen andern unserer Dichter, muß es möglich seyn, eine Prosa zu geben, die an Würde und Wohlklang solchen Versen wie das Drama verträgt, wenigstens gleich kommt und sie an Wahrheit und Kraft übertrift. —

Eine meiner Hauptrügen war, daß

Maria als Verbrecherin erscheint und also weniger interessirt, als sonst geschehen wäre. Nur mit Mühe widerstehe ich der Versuchung, Ihnen zu erzählen, wie ein andrer großer Dichter, Alfieri, das Problem gelöst habe, Marien den Tod ihres Gemahls verursachen und doch unschuldig seyn zu lassen. Die Catastrophe seiner Maria Stuarda ist grade die Ermordung des Königs, gleichwohl — Doch ich spare mir die Vergleichung der beiden Stücke für eine andere Zeit, vielleicht für einen andern Ort auf.

Vierzigster Brief.

Dans l'art d'intéresser consiste l'art d'écrire.

Delille.

Im Jahr sechzehnhundert und — ich weiß nicht wie viel, wurde zu Constantinopel der Danischmend (Doktor) Ali Ben Mamru hingerichtet. Er hatte, das war die Ursache seines Todes, laut gesagt: er wolle lieber frei und mit offnen Augen in die Hölle gehn, als sich vom Propheten und seinem Gesetz blindlings in den Himmel hetzen lassen. Als ich diese Anekdote kürzlich irgendwo las, bedauerte ich den armen Doktor Ben Mamru herzlich, aber eben so herzlich freute ich mich, daß wir keine ästhetischen Muftis haben, sonst, das fühlt' ich sehr lebhaft, ging' es mir im kurzen, wie ihm. Auch ich kann schlechterdings keine Autorität, statt der Gründe, anführen hören, ohne ganz unwillkührlich meine Stirn

in trotzige Falten zu ziehn, und mit doppelter Hartnäckigkeit zu streiten. „Aristoteles hat gesagt und Lessing behauptet“ — Schon gut, das waren sehr verehrungswerthe Männer, die fast immer Recht hatten: aber woher kam das? „Sie gingen immer festen, männlichen Schrittes von einer unumstößlichen Grundwahrheit aus.“ — Her mit dieser Grundwahrheit, damit auch wir von ihr ausgehen und beurtheilen können, ob der Ausspruch jener Weisen wirklich auf den vorliegenden Fall passend ist. Weg dagegen mit Citaten und Kunstausdrücken! Nichts hemmt den Fortschritt des Geistes und die Verbreitung der Wahrheit so sehr, nichts macht das Urtheil so einseitig, als dieses Nachbeten und Rottwelschen. Gebt uns Wahrheit in einer strengen und einleuchtenden Reihe von Schlüssen, und behaltet für euch, woher ihr sie entlehntet; gebt sie uns so, daß auch jeder verständige Ungelehrte sie fassen kann. Erst dann sind die Wissenschaften ganz nützlich, erst dann verbreiten sie wahre Aufklärung, wenn sie vollkommen — darf ich das undeutsche Wort wagen? — wenn sie vulgarisirt sind.

Glauben Sie nicht, daß diese Forderung so schwer zu erfüllen ist. O nein! Mit den gelehrtesten, krausesten Sätzen der Lehrbücher geht es einem bei näherer Untersuchung, wie es mir einst mit zwei Türken ging, die ich an der Thüre der Schloßkapelle zu — — Wache halten und einen Rosenkranz abbeten sah. Ich fragte sie, aus welcher Provinz des türkischen Reiches sie wären? Sie nannten mir höflich — das nächste Dorf. — Wenn man die Lehrsätze der Kunstrichter aus ihrer scientifischen Vermummung zieht, sind es Dinge, die nicht allein jedermann begreifen kann, sondern sehr oft auch schon — jedermann weiß. Wozu denn also die Charlatanerie der Kunstausdrücke und Autoritäten?

Bei dieser Art zu denken, macht mir Weniges so viel Vergnügen, als wenn ich eine wichtige Grundwahrheit, so einfach, so anspruchslos ausgedruckt finde, daß sie ein Gemeinspruch scheint. Sie leuchtet jedem ein; jeder führt sie im Munde, sehr oft ohne halb zu wissen, wie viel sie umfasse. Prüft man sie aber, wendet man sie an: — dann geht es einem wie den Kna-

den Aladdin in dem Mährchen von der Zauberlampe. Er hatte sich Taschen und Busen mit bunten Steinchen gefüllt und siehe da! es waren kostbare Edelsteine.

Ein solcher scheinbar flacher Gemeinspruch ist das Motto dieses Briefes. „Die Kunst der Schriftstellerei besteht darin, daß man zu interessiren wisse." Wer weiß das nicht! Schriftsteller wollen gelesen werden, folglich müssen sie so schreiben, daß man sie gern lese. Bringt der Satz um einen Schritt weiter? Manchen Schriftsteller — vielleicht; die meisten Beurtheiler aber gewiß. Versuchen Sie nur, ihn anzuwenden. —

Dans l'art d'interesser consiste l'art d'écrire:

wenn Ihnen also, lieben Damen und Herrn, ein Buch aufstößt, das sich nicht mit Vergnügen lesen läßt, weil es weder den Verstand, noch Phantasie und Gefühl auf eine angenehme Weise beschäftigt, so können Sie es mit gutem Fug und Recht für ein schlecht geschriebenes Buch erklären, auch wenn Schillers, Göthens oder eines andern grossen Mannes Namen auf seinem Titel steht. Wenn die Schmähschrift des berufenen Kan-

tius Mainomenos *), in welcher er Einen erträglichen Einfall mit dem Platthammer des Pedantismus zu einem Buche von acht Bogen streckt, — lange Weile macht und anekelt, so muß Sie sein vielgenannter Name ja nicht überreden, das Ding habe demungeachtet einigen Werth; — und wenn die bekannten bellettristischen Renommisten mit verdoppelter Frechheit selbst ihre thierisch-sinnlichen Gemählde und ihre stumpfen Pasquille für gelungene Kunstwerke erklären, — so geben Sie nicht Acht darauf, sondern vertrauen dem Ausspruch Ihres sittlichen Gefühls und Ihres Verstandes. —

Dans l'art d'intéresser consiste l'art d'écrire!

Verwirft man Ihnen also ein Buch, bloß deswegen weil es in dieses oder jenes Kunstsystem nicht paßt, so lassen Sie Sich dadurch nicht irre machen, sondern beurtheilen Sie es nach den Empfindungen, die es Ihnen eingeflößt hat. Hat ein Gedicht Sie angezogen, hat es Ihre Einbildungskraft

*) Ein Wort das ich Ihnen hier — nicht erklären werde. Diogenes wurde oft Sokrates Mainomenos genannt.

und ihr Herz lebhaft und auf eine Weise beschäftiget, die Ihr Verstand und Ihre Sittlichkeit billigen, so ist es gut, sollte es auch vom Anfange bis zum Ende Eine Sünde gegen die Theorien aller Kunstrichter alter und neuer Zeit seyn. Alle Regeln derselben haben keine andere Autorität, als daß Sie jene oberste Regel, „das Kunstwerk sey anziehend," erfüllen lehren. Kann man das ohne jene zu befolgen, so ist man ihnen keinen Gehorsam schuldig. Mehr als anderthalb Jahrtausende hindurch waren die dramatischen Einheiten des Aristoteles ein Glaubenssatz; Shakespear setzte sich über sie hinweg und seine Trauerspiele sind gleichwohl Meisterstücke. Jedermann habe also volle Freiheit zu schaffen und zu dichten, was sein Geist vermag: liefert er ein anziehendes Werk, so verdient er Dank. Paßt es dabei in kein einziges Fach der bisherigen Dichtungsarten? Desto größer ist sein Verdienst: er hat eine neue Gattung erfunden.

Daraus, sagen Sie vielleicht, würde folgen, daß der Rinaldo Rinaldini oder Ida von Plessen ungleich vorzüglichere Werke sind, als der Agathon: sie interessiren of-

fenbar eine viel größere Menge von Lesern. Ich antworte Ihnen: interessiren sie den Pöbel, für den sie geschrieben wurden, lebhafter, als der Agathon die gebildeten, verständigen Leser, für die er bestimmt ist, so sind sie in ihrer Art, das heißt, der schlechten, vorzüglicher als er in der seinigen, der klassischen. Die Schätzung der Gattungen muß sehr genau von der Schätzung einzelner Werke unterschieden werden. Ein Buch kann in seiner Art vollendet und doch ein sehr schlechtes seyn, wenn es zu einer verworfenen Gattung gehört. Ein anderes gehört vielleicht zu der edelsten Gattung, und ist doch wiederum ein schlechtes, weil es nicht leistet, was es sollte. Aretins berüchtigte Gemählde sind mit einem unvergleichbar größern Aufwande von Geist gearbeitet, als Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte: sie sind mit einer vollendeten Kunst gemacht*), und doch ein schlechtes Werk, weil sie zu einer verwerflichen Klasse gehören, wie, im Gegensatz,

*) Herr Pastor Kosegarten hat den drolligen Einfall, mir in seinem Sendschreiben vorzuwerfen, ich wolle glauben lassen, seine Ida von

diese Elisa, troz ihrer tugendsamen Bestimmung, durch die Art der Ausführung Schmiererei wird.

Ein neuer Einwurf! Viele Werke interessiren zur Zeit ihrer Erscheinung alle Klassen von Lesern bis zum Enthusiasmus; und sind nach wenig Jahren vergessen. Andre von derselben Gattung machen verhältnißmäßig nur geringes Aufsehen, aber es dauert immer fort. Hinge der Werth eines Werkes von dem Grade des Interesse ab, den es einflößt: müßte man nicht schließen, daß die erstern einen viel höheren hätten, als die letztern? Und wie geht es zu, daß sie ihn verlieren? Auch dieser Unterschied liegt nicht in der Kunst, mit der sie gearbeitet sind, sondern in der Art des Interesse, das sie zu erregen suchen. Das witzigste, vollendeteste Werk, das nur auf eine vorübergehende Stimmung berechnet ist, sich mit einem Gegenstande beschäftigt, der nur eine augenblickliche Wichtigkeit hat, hört mit dieser Stimmung, mit diesem Gegenstande

Plessen enthalte eine Reihe aretinischer Gemählde. Nein, Herr Pastor, diese Sünde gegen Aretin ist mir nie in den Sinn gekommen.

zugleich auf, Interesse einzuflößen — und im Ganzen dauert ein Werk nie länger, als es interessirt. Ein anderes hat vielleicht ungleich weniger künstlerischen Werth, aber sein Gegenstand ist von der Art, daß er den Menschen aller Zeiten wichtig bleibt; gehört nicht der Mode oder dem Geiste eines bestimmten Zeitalters an: ist es nur nicht schlecht gearbeitet, so bleibt es. Jenes erste kann vortrefflich seyn, und ist doch nicht klassisch, und geht doch unter; dieses kann, wie gesagt, vielleicht nur halb so viel Kunstwerth haben, und ist doch unsterblich, obwohl es gleichfalls nicht klassisch ist. Klassisch ist nur ein solches Werk, in welchem ein ewig interessanter Gegenstand, auf eine ewig interessante Weise bearbeitet wird. —

Verzeihen Sie, meine Freundin, diese sehr lange Predigt über einen sehr kurzen Text, und schreiben Sie sie weder der Geschwätzigkeit, die fast jeden Schriftsteller dann und wann einmal anzuwandeln pflegt, noch meiner zu großen Vorliebe für Sentenzen zu. Es ist wahr, ich pflege mit vielem Wohlgefallen an solchen Extrakten der

Weisheit zu deuteln und zu zehren. Von keiner Sache in der Welt ist es so richtig, als von ihnen, daß sie jedem genau so viel oder so wenig ist, als er aus ihr zu machen versteht. Sie gleichen dem Moschus. Ein Körnchen, das ein mäßiger Hauch fortträgt und verzettelt, hat für den, der es vertragen kann, mehr stärkenden Duft und Geruch, als ein ganzer Speicher voll nährenden Korns. — Und ich bekenne Ihnen, wenn ich ein solches Körnchen finde, ich kann mir es selten versagen, es nach besten Kräften zu brauchen: diesmal hatte ich indeß noch eine wichtigere Veranlassung zu meinem Commentare über Delillens Ausspruch. Ich will Ihnen von einigen Schriften sprechen, die zu sehr bloß Werk der Laune sind, um ohne Ungerechtigkeit nach den gebräuchlichen Kunstregeln beurtheilt zu werden; — von Schriftstellern, die vorsetzlich einen eignen Weg zum höchsten Ziel der Kunst, zum Interessiren einschlugen, und also nicht wegen Versäumung der gewöhnlichen Mittel dazu angeklagt werden dürfen.

Korane, ein morgenländisches Mährchen von Anton Wall.

Heirathshistorien von Friedrich Laun:

Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer und die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht, von Jean Paul.

Zuerst von dem besten dieser drei Werke, von der reizenden Korane. Alle Schriften von Anton Wall tragen den Stempel einer liebenswürdigen Eigenthümlichkeit. Ich möchte ihn fast den teutschen Lafontaine *) in Prosa, nennen. Bei beiden finden wir dieselbe lächelnde, immer scherzende Laune, die oft — ein Amor der mit Jupiters Blitzen spielt, — sehr wichtige Wahrheiten so vorträgt, als wären es leichte Neckereien; die immer rege ist, jedes reizende Detail zu bemerken, und es zu einem noch reizendern Ganzen zusammen zu setzen; die Tiefen des menschlichen Herzens tändelnd durchspäht, und was sie dort findet, zum leichten Spie-

*) Daß hier von dem französischen Dichter die Rede ist, braucht wohl nur Wenigen erst gesagt zu werden.

le gebraucht. Selbst ihr Schelten ist nur ein loses Necken, aber ihre leichteste Tändelei ist oft eine Lehre der Weisheit. —

Der vorzüglichste Unterschied zwischen Beiden besteht darin: der Deutsche erzählt sentimentaler und sittlicher, als der Franzose. Jener windet seine Rosen-Guirlanden immer um Statuen würdevoller Gottheiten; dieser hängt die seinigen am liebsten einem Faune über die Schulter. Jener erzählt mit Grazie, dieser mit — Grace, was oft keine Grazie nachsprechen möchte. Dafür aber hat er den Vorzug, das er nicht aus jeder Tändelei ein dickes Buch macht. Er sagt sein Bonmot und indeß wir noch lachen, ist er schon fortgehüpft.

Korane ist ein Mährchen: und zwar von jener leichtern Art, in welcher sich der Dichter mit der Fabel jede mögliche Freiheit nimmt, und bloß in dem Detail die Forderungen des Verstandes abfindet, ohne deren Befriedigung die Beschäftigung der Phantasie und des Gefühls freilich eine kindische Spielerei wäre. Sultan Mohaddik der Groß-Große, hält sich ein und dreißig Hof-Märchen-Erzähler, von denen jeder

seinen

seinen Tag hat. Eines Tages fällt die Unterhaltung so anziehend aus, daß der Sultan, seine dreihundert und sechzig Sultaninnen, der Erzähler, alle Hofbeamte und die Leibgarden in tiefen Schlaf gerathen, und erst am folgenden Morgen mit mancherlei Folgen der Erkältung erwachen. Das allgemeine Uebelbefinden wird für eine Pest angesehen. Das Reich bricht allen Umgang mit der Hauptstadt ab, die Stadt mit dem Pallaste. Die Minister rathen dem Sultan, die Astrologen um Rath zu fragen, diese wälzen die Verlegenheit auf die Leibärzte, und diese kommen zwar endlich darin überein, daß die Krankheit, da sie durch ein kaharitisches Mährchen entstanden, der Kaharitismus genannt, und folglich durch antikahiritische Mittel gehoben werden müsse, aber welche Mittel antikahiritisch sind, wissen sie nicht. Der jüngste Leibarzt, dessen Braut vor einiger Zeit entführt, und in den Harem gesteckt worden ist, übernimmt es, ihre Köpfe zu retten. Er beweist dem Monarchen, es sei kein Ausweg übrig, als alle Sultaninnen und die Leibwache, so schnell als möglich aus dem Lande zu jagen. Der

Befehl ergeht, und die verwiesene Leibwache, unter des Arztes Anführung, übernimmt es, die verwiesenen Sultaninnen zu geleiten. Bei der Eröffnung des Serails findet man, nachdem man die Obersten der schwarzen Harems-Wächter niedergehauen hat, die reizende Witwe des vorigen Sultans und ihre natürlich noch reizendere Tochter, Korane, im Gefängnisse. Daß die befreiten achtzehnjährigen Schönen und ihre jungen Befreier bald in gute Verständnisse treten, können Sie denken. Man packt die Schätze des Harems auf, und — und um Ihnen nicht eine kaharitische Recension zu geben, erzähle ich Ihnen kein Wort weiter von der Fabel. Ich könnte sie Ihnen von Anfang bis zu Ende hersetzen, und sie kenneten das Buch doch eben so wenig, als sie aus den Wangen und Stirnknochen eines Schädels zu errathen vermögen, ob er als Kopf einen blühenden Teint und feurige Augen gehabt habe. Auch würde ich Ihnen nur das Vergnügen verkümmern, das Sie im Lesen haben werden: denn — genießen müssen Sie diese poetische Ananas durchaus, die von jedem Ge

würz des Witzes und der zartesten Empfindung durchbalsamt wird. Vorzüglich reizend werden Sie den Anfang finden. Die ersten Scenen, bis dahin wo die Fliehenden Persien erreichen, sind mit einer hinreißenden Lebendigkeit geschrieben, dann aber — Leider hatte der Verfasser den Plan, aus seinem Mährchen ein bogenreiches Buch zu machen. Denselben Grad von Laune beizubehalten, wäre ihm und den Lesern lästig gewesen, da, wie ich Ihnen schon bei einem ähnlichen Anlasse bemerkte, fixirtes Lächeln Grimasse wird. Er fällt also von Zeit zu Zeit in den Ton einer ziemlich trocknen Erzählung; das aber muß in einem Werke, in welchem die Fabel nur Nebensache, die Form und das Detail alles ist, langweilig werden. — Vorzüglich bitte ich Sie indeß gegen das Ende, auf die witzige Reise zu den verschiedenen Universitäten, aufmerksam zu seyn. Kein Wort beinahe ist in dieser Episode, das nicht ein treffender Pfeil wäre. Vielleicht wird Ihnen manches darin dunkel seyn, aber lassen Sie Sich die Beziehungen erklären: sie verdienen alle ganz verstanden zu werden. — Ich komme zu

Den Heirathshistorien von Laun. Vielleicht erinnern Sie Sich noch meiner Vermuthung, daß dieser Schriftsteller und Anton Wall eine Person sey. Man versichert mich jezt des Gegentheils, aber es scheint mir unglaublich. Doch was liegt daran! Sind sie verschieden, so sind sie es doch nur so, wie eine Gestalt und ihr Bild in einem guten Spiegel. Ist Herr Laun nicht Anton Wall selbst, so ist er ein so glücklicher Nachahmer desselben, daß er ein Original zu seyn verdiente.

Verstehen Sie das aber ja nicht so, als wenn auch die beiden Bücher gleichen Werth hätten: das ist bei weitem nicht der Fall. In diesen Heirathsgeschichten herrscht freilich eben die heitere Laune, die oft mit wichtigen Wahrheiten tändelt, ohne sie dadurch herab zu setzen; auch in ihnen ist die Fabel dem zarten Detail untergeordnet u. s. w. — aber dieselbe Manier paßt nicht auf alle Gegenstände. In einem Mährchen mag man sonderbare Dinge vortragen, so viel man will, um eine reizende Malerei anzubringen, aber in Scenen aus der wirklichen Welt fordert man durchaus Wahr-

scheinlichkeit und kräftige Natur, wenn sie anziehen sollen. Vieles was in jenem reizend ist, wird daher in diesen — läppisch, wie tausend Dinge, die in einer frohen, jugendlichen Gesellschaft sehr witzig und unterhaltend sind, in einer Assemblee ernster Geschäftsleute albern werden.

Dieser Band enthält zwei Erzählungen, der Husarenofficier und die Gouvernante, die in demselben Zirkel von Personen fortspielen, in den Herr Laun seine Leser durch zwei andre Bücher, der Mädchenhofmeister und der Mann auf Freiersfüßen, eingeführt hat. Die erste erzählt eine eben nicht schlau ersonnene Neckerei, welche drei schalkhafte Weiber gegen ihre eifersüchtigen Gatten üben. In der andern täuscht ein verliebtes Mädchen durch ziemlich unwahrscheinliche Kunstgriffe ihre Hofmeisterin und ihre Eltern. Die Begebenheiten sind nicht sehr sinnreich zusammengesetzt; der Zweck der ganzen Erzählungen ist eine sehr unbedeutende, abgedroschene Moral: aber der Vortrag ist naiv und mit so fein gedachten und fein gesagten Bemerkungen gewürzt, daß man eine Zeitlang gerne zuhört. Ich sage eine

Zeitlang, denn da das Buch ziemlich stark-leibig ausgefallen ist, wird der spielende Ton durch seine Einförmigkeit ermüdend, und dies Gefühl, durch die beständige Erinnerung an die beiden vorgehenden, eben so geschriebenen Bücher, noch erhöht. Allein wäre es -- und das ist schon viel zu viel! — eine Tändelei von 440 Seiten gewesen; nun wird es eine von 8 — 900 Seiten. Eine einzige Mahlzeit von lauter Bonbons ist schon ein widerliches Ding: warum macht man uns dabei erinnerlich, daß wir schon gestern und ehegestern eben so vorlieb nehmen mußten? —

Was das dritte der genannten Werkchen betrifft, so habe ich Ihnen schon zu oft von Jean Pauls Manier gesprochen, als daß ich hier wieder auf sie zurückkommen würde, wenn er nicht so ganz zu Einer Klasse mit den beiden vorigen Schriftstellern gehörte, (wiewohl er öfterer launenhaft als launigt ist,) und wenn die Vergleichung zwischen ihnen nicht eine vielleicht interessante Ansicht gewähren könnte. Zuerst der Inhalt seines Werkchens.

Das Klagelied der jetzigen Män-

ner hat zum Zweck die nachtheiligen Folgen der wilden Liebe anschaulich zu machen. Die Geschichte durch die es geschehen soll, ist folgende. Perefixe, ein Geistlicher, vergißt sich im Carlsbade mit einem Frauenzimmer, das er für eine reisende Tänzerin hält. Zu seinem Schrecken erfährt er zu spät, daß sie seine Mitbürgerin in Krehwinkel ist. Sie fordert seine Hand: aber auf die Nachricht, daß diese schon versagt ist, fängt sie sich einen treuherzigen Bergwerksbeamten des Städtchens zum Manne ein. Perefixe heirathet auch und erhält von seiner Gattin einen Sohn; — die Bergbeamtin hingegen zum Andenken jener Stunde des Vergessens, eine Tochter, und Perefixe setzt den Umgang mit ihr täglich und eifrig fort. Oeffentlich gilt er für ihren Liebhaber; heimlich aber zankt er immer nur mit ihr und grämt sich über die verkehrte Art, wie sie die Tochter erzieht; das dauert fort bis diese erwachsen ist. Er sendet seinen Sohn zur Armee, und an dem nehmlichen Tage nimmt er, auf Verlangen seiner Frau, jenes Mädchen ins Haus. Der junge Mensch verliert im Kriege einen Arm, kommt nach Hause, und verliebt sich in das Mädchen. Seine Mutter und Cara's an-

geblicher Vater willigen darein, daß er sie heirathe, und Perefixen bleibt endlich, dieses zu verhindern, nichts übrig, als seiner Gattin zu gestehen, daß Cara seine Tochter ist. Seine Frau läßt ihn von dem Augenblick an, die tiefste Verachtung empfinden; sein Sohn muß eine Reise machen, und das Mädchen kehrt gramvoll in das Haus des Bergbeamten zurück.

Von dem zweiten Schriftchen, der wunderbaren Gesellschaft, will ich Ihnen nichts sagen, da Sie keine Liebhaberin von Guckkastenscenen und Schattenspielen sind. Es ist eine eigentlich nur wunderliche Vision, die ohne Zweck und Plan hingeworfen wurde. Herr Richter tröstet am Ende seine Hermine, daß er sich von dem kränklichen Zustande, der ihm die Erscheinung zuzog, (durch Blutigel) heilen könne. Am besten wär' es gewesen, er hätte das Hausmittelchen angewandt, eh' er schrieb. — Ich kehre zu der ersten Geschichte zurück.

Was ist ihr Sinn, wenn wir diesen in Einen Ausspruch zusammen drängen? „Hütet euch vor Schäferstunden, denn es könnte leicht geschehen, daß eure außerehelichen Kinder schlecht erzogen würden, wohl gar, daß sie einander, ohne sich zu kennen, heira-

then wollten." Welcher Wildfang, — denn für Wildfänge ist eine solche Lehre doch eigentlich berechnet; — würde, wenn man ihm das sagte, dem Sittenlehrer nicht ins Gesicht lachen, und ihm mit ein Paar Fragen antworten, die er schwerlich gut lösen könnte, und die zu nahe liegen, als daß ich sie hersetzen sollte.

Die Idee des Ganzen ist schief, die Moral ist stumpf, und die Ausführung? Ja, die ist es eben, von der ich hier bloß durch eine Vergleichung sprechen wollte, und ich kann sie zwischen diesen drei (oder zwei) Schriftstellern nicht besser machen, als wenn ich Ihnen eine Stelle von jedem hersetze. — Aber was für welche wähle ich dazu? Sie müßten einen ähnlichen Inhalt haben; sie müßten ohne alle Beziehung auf etwas Vorhergehendes, verständlich; es müßte bei ihrer Auswahl schlechterdings keine Parteilichkeit zu vermuthen seyn, wenn die Vergleichung überzeugen soll. — Wohl! Ich will solche Stellen wählen, in der die Verfasser einerlei thun, nehmlich — anfangen. Der Anfang eines Buches pflegt, wie der jedes andern Werkes, eine von den größten Schwierigkeiten zu seyn. Lassen Sie uns sehn, wie die Herren sie lösen.

Korane beginnt so:

„Vor dreitausend sechshundert Jahren wurde eine Zeitlang in Kaschemir täglich ein Mährchen erzählt. Denn damals herrschte in diesem berühmten Reiche der wißbegierige Sultan Mohaddik, der die Mährchen unaussprechlich liebte und der ohne ein Mährchen gar nicht einschlafen konnte."

„Alle bewährte Geschichtschreiber von Kaschemir nennen diesen Sultan zwar nur den Sultan Mohaddik schlechtweg und sprechen sogar dann und wann etwas zweideutig von seinen Verdiensten. Allein die beiden redlichsten und gelehrtesten Schriftsteller seiner Zeit nennen ihn Mohaddik den Groß-Großen. Der eine dieser Schriftsteller ist Mendak Ben Mendak, der damalige Zeitungsschreiber von Kaschemir; und der andre ist der berühmte Abu Kalmuk, der die „politische Staatspauke von Kashemir" verfertigt hat, von welcher aber leider nur eine einzige sehr zerrissene Abschrift aus den Händen einer Kerzenkrämerin gerettet worden ist. Da diese beiden Schriftsteller unendlich gelehrt sind — da ihre Gelehrsamkeit, wo möglich, noch von ihrer Redlichkeit übertroffen wird — und da sie ihrer eignen Aussage nach, in alle Geheim-

nisse des Hofs von Kaschemir sowohl, als aller Höfe der ganzen Welt vollkommen eingeweiht waren; so thut man am besten, wenn man sich an sie anschließt und den Sultan Mohaddik, der die Mährchen so sehr liebte, mit ihnen Mohaddik den Groß-Großen nennt. Denn die ganze Welt weiß, daß man bei gelehrten historischen Untersuchungen vor allen Dingen solchen Zeugen Glauben beimessen muß, welche die Wahrheit am ersten wissen konnten, und folglich auch am besten sagen wollten."

In diesem Morceau ist wirklich die ganze Physiognomie von Anton Walls Manier ausgedrückt. Sie finden einen naiven, etwas gezierten Ton, der aber vorzüglich dadurch anziehet, daß er, indem er Nebensachen als wichtig erzählt, die Hauptsache in Nebenzügen vollständig vorträgt; — so ist z. B. in dem ersten Absatz durch den artigen Contrast der drei (von mir, nicht vom Verfasser) unterstrichenen Worte „wißbegierig" „Mährchen" und „einschlafen," der Charakter des müßigen, einfältigen, schlaffen Sultans vollständig gegeben; — Sie finden einen treffenden Witz, der sich aber nur zuweilen mit zu trivialen Gegenständen beschäftigt; Sie finden Leichtigkeit des Vor-

trags, die nur manchesmal Geschwätzigkeit wird.

Die erste Heirathshistorie hebt folgendermaaßen an.

„So oft ich auch von Meißen nach Dresden, und von Dresden nach Meißen gefahren, geritten und gegangen bin, so ists doch immer noch, als ob ich wohl den Weg satt werden könnte, aber nicht die klare Elbe und die muntern Berge, zwischen denen sie hingeht. Neulich aber einmal, wie ich auch aus Meißen wegritt, wollten mir die Berge gar nicht behagen und die Elbe ebenfalls nicht, und ich hatte meine Augen auf nichts, als den Weg gerichtet und rief einmal über das andere aus: wo nur der Henker den Gottlieb haben mag!"

— — — — — — —

— — — — — — — —

„Unter dem Namen Gottlieb wird ihn freilich keine Seele herausfinden; wenn ich aber sage: er heißt Grot, so frägt sicher die halbe Stadt Dresden, ob das der Hugo Gottlieb Grot ist, der sich mit seiner Leihbibliothek unten in meinem Hause, einen schönen Thaler Geld verdient? Und da antworte ich: „ja, das ist er!" Alle Kammer- und andre Jungfern in der Stadt

wissen dann auch gleich, daß er, wie er sich vor zwei Jahren die Leihbibliothek anschaffte, noch unverheirathet war und daß er es vierzehn Tage nachher nicht mehr war. Von Stund an behaupteten sie freilich alle, daß sie nicht wüßten, was hübsch an dem Menschen wäre. Mir aber ist er immer noch so lieb, als vor zwanzig Jahren, wie er noch Schulmeisters Hugelchen hieß, und ich Pastors Fritzel."

Das Charakteristische dieser Manier? Ich müßte Ihnen wörtlich abschreiben, was ich von der Manier Anton Walls sagte: es ist völlig dieselbe, nur daß sie hier, auf Gegenstände aus der wirklichen Welt angewandt, noch spielender scheint.

Der Anfang des Richterschen Klagelieds:

„Erste Ruhestunde."

„Kleidete ich diese Ruhestunde in einen Komödienzettel ein, so höb' ich freilich an: der Schauplatz ist in Krehwinkel, einem hübschen, aber sehr kothigen und steinigten Landstädtgen in Flachsenfingen, woraus drei Farbenstriemigte Holz-Ellenbogen jeden, der sich unter dem Thore nach Wegweisern umsieht, in drei Weltgegenden versenden. Allein die Ruhestunde ist mehr eine Komödie als ein Zettel davon, und Krehwinkel eben sowohl die Schauspielertruppe als der Schau-

platz. Seit Jahren rang schon die Stadt nach nervis probandi, und ganz entscheidenden Schlüssen, in Festino Darapti, Baroko und Ferison, daß der schönlockige Konsistorialrath Perefixe wirklich die Ehe breche mit der Berggeschwornen, der Madam Traupel; vermuthen konnt' es ein jeder. Nur über die Frau waren die Frauen nicht zweifelhaft, sie warfen mit gewöhnlicher Wahl (wie man bei neugebohrnen Hündgen thut) bloß das schönere Geschlecht ins Wasser. Jede Krehwinklerin wünschte eine Helferin in jeder Noth und besonders eine Geburtshelferin zu seyn, blos um die Hülfe so lange zu verweigern, bis nicht nur der Vater des Lebens-Prätendenten angegeben war, sondern auch die sämmtlichen Vettern, Basen, Stiefgeschwister und Stiefeltern des Wurms. Ueberhaupt giebt's in kleinern Städten keinen verdrüßlichern, windigern Ort — der Pranger ist dagegen ein Luststand — als ihre Gedächtnißtafel, dieses Portativ-Drilhäuschen; den (? die Tafel oder das Häuschen?) man immer voll auf jedem Kanapee aufstellt und umdreht. Die Vergißmeinnichte — welche schon die Botaniker unter die Giftpflanzen stellen, und welche es durch die Liebe noch leichter wer-

den, — sind aus der Hand eines Städtchens gereicht, ein Blumenstrauß, den man einem armen Sünder ansteckt. Beschädigen will dabei niemand, weil jeder weiß, daß der Pranger-Statist immer in der Stadt so vollgültig nachher kursire, als vorher, so wie Juden, welche die Goldstücke in Scheidewasser einweichen, nur ihr Gewicht, nicht ihr Gepräge ändern wollen, sondern den fernern Kurs vielmehr herzlich verlangen.“—

Um auch nicht den geringsten Schein der Parteilichkeit gegen Herrn Richter auf mir haften zu lassen, hab' ich eine so lange Stelle abgeschrieben. Sie werden von der einen Seite darin Beweise finden, daß sein Witz kräftiger, neuer und schärfer treffend ist, als Wall's und Laun's, zugleich aber auch, daß er oft weit hergeholt, oft nur darin gesetzt ist, daß der Verfasser ein gelehrtes oder selbstgemachtes Wort braucht, und wenn er so eins anbringen kann, ist es ihm gleichviel, ob das Gesagte zu dem Gegenstande gehört oder nicht. Was hat zum Beispiel der Holz-Ellenbogen mit der Ruhestunde zu thun, oder was soll dadurch charakterisirt werden, daß er nach d r e i Gegenden weist? Wie passen die alten Namen der Schlußformen, Festino Darapti, Barocko

und Ferison, in diese Geschichte? Sie sind so wenig witzig, als Pedanterie Humor ist. — Sie werden nach diesem Pröbchen mir nicht widersprechen, wenn ich Richters Manier mit der von Wall verglichen, plump, überladen und doch springend nenne. In diesen drei Seiten des Buchs, wie viel Unpassendes, Schiefes Ueberflüssiges und — Grobes! — z. B. die schiefe Vergleichung der Frauen mit den Hündchen, u. s. w.

Sollte ich diesen Schriftstellern ein Prognostikon stellen, so würde ich ihnen weissagen, daß sie, trotz ihrer ausgezeichneten Talente, das Publikum bald ihrer überdrüßig machen würden. Ich würde sie an ein Sprüchelchen des Horaz erinnern, der die Dichter warnt, nicht immer eine und dieselbe Seite erklingen zu lassen, und Ihnen rathen, wenn sie nicht schon alle Fähigkeit verloren haben, einen andern Ton anzunehmen, so bald als möglich sich in einem von ihrem bisherigen ganz verschiedenen Fache der Schriftstellerei zu versuchen. Einförmige Manier ist die Klippe, an der schon sehr viele der trefflichsten Köpfe scheiterten. Weil ihr erstes Werk durch das Neue ihrer Eigenthümlichkeit gefiel, glaubten sie, jedes andere müsse eben dadurch wieder gefallen und — Doch von allem dem ein andermal.

Ein und vierzigster Brief.

Bianka del Giglio, eine romantische Dichtung von L. Th. Kosegarten.

Ist das Methode, so muß man sagen, es ist Tollheit drin.

Polonius im Hamlet.

„Herbei, alle, die ihr tretet und zerrt den zähen Teig, den ihr eure Phantasie nennt, um in ihn die ärmlichen Notizen zu inkrustiren, die ihr aus Reisebeschreibungen und Apothekerbüchern zusammen lest, und so zu machen, — ein Buch! Herbei ihr Schöpfer der ästhetischen Mondkälber, mit Meerkatzen-Köpfen, Igelhäuten und Drachenfüßen! Ihr treuen Maler der Natur, wie sie nie war, noch werden kann: herbei! Sinnreicher Cramer, schiebe deine poetische

Bierlase bei Seite, und taumle fluchend heran: du bist übertroffen! Erfindungsvoller Tieck, wirf dein dichterisches Geiferlätzchen bei Seite, reibe dir den poetischen Fiebertraum aus den Augen, und reime Huldigung! Zierlicher M—mann, sentimentaler Drescher, bebe vor Schaam! Der taube Stroh abentheuerlicher Gefühle, dem du kein Körnchen mehr abzugewinnen weißt: ein höheres Genie hat ihn doch zu benuzzen, hat ihn zu einer Sperlingsscheuche zu winden gewußt, wie sie auf keinem Erbsenbeete des Occidents pranget, noch des Orients! Alle ihr gefühlvollen Läuferspinnen, die ihr den kleinen, kleinen unförmlichen Leib wieget auf hohen, pathetischen Füßen, — ihr fleißigen auch, die ihr am stymphalischen Sumpfe liederlicher Genialität, ihm Jauche entschöpft und entschöpfet, zu füllen die Cisternen der Musenalmanache und Journale! Ihr Messerschmidt, Vermehren, Gries, auch die da heißen Crethi auch Plethi: beuget die widerstrebenden Kniee und betet an vor euren Fürsten! Du aber, unsterblicher Vulpius! hänge dich auf mit dem Strumpfbande deines Rinaldini!

Er ist gefunden, dem die Schierlingskrone des höchsten Unsinns gebührt!"

Verzeihen Sie, meine Freundin, diesen unwillkührlichen Ausbruch der Bewunderung! Ich hatte die Bianka gelesen; ich stand mit gefalteten Händen vor ihr, suchte Worte und fand sie nicht, bis diese Ejaculation mir Luft machte. Sie werden mein Erstaunen gerecht finden, Sie werden es mit mir theilen, so bald ich Ihnen die Vortrefflichkeit dieses Buches auseinander gesetzt habe. Ich will regelmäßig dabei verfahren, Ihnen erst die Fabel, dann die Ausführung und die Verzierungen derselben analysiren. Ein Mann wie Herr Kosegarten, dessen Gedichte schon zwei oder drei Prachtausgaben erhielten, und der sich selbst so unendlich hochschätzt, verdient mit Auszeichnung behandelt zu werden. —

Bianka, Besitzerin der Insel Giglio, führt ihre Freundin Violante eine Reihe von Abenden an den Strand, setzt sich mit ihr in ein Boudoir, das sie im Felsen hat aushauen lassen, und erzählt ihr folgende Geschichte.

Bianka wurde in einem Kloster erzo-

gen, wo sie sich in ihrem funfzehnten Jahre erst in den Apostel Johannes, und dann in einen jungen Maltheser-Ritter verliebt, der dem Bilde des Erstern ähnlich sieht. Kurz darauf holt ihr Vater sie ab, um sie zu vermählen. Unterwegs sieht sie in Rom die Feier des Charfreitags an, wobei Bianka vor Entzücken in Ohnmacht fällt; von einem Kusse erwacht sie in den Armen des Malthesers. Er entfernt sich indeß sogleich, und sie setzt ihre Reise fort. Nachdem sie einige Monate lang auf der Insel Giglio die Maltheßische Geschichte studirt hat, erscheint ihr Bräutigam, der Prinz von Rocca Bruna. Er ist zwar alt und nicht „unendlich liebenswürdig:" indeß entschließt sie sich, ihn wirklich zu nehmen. Da sie aber einmal allein spazieren geht, springt Giovanni, der Maltheser, aus einem Gebüsche hervor und ruft: „Edle Bianka, Erste deines Geschlechts, mein anderes, mein Besseres Selbst! Dich, dich hab' ich verloren!" — Sie antwortet ihm: „Nicht also, theurer Marchese!" — und schenkt ihm ihren Gürtel, auf dem allerlei Dinge, die uns beschrieben worden, mit Perlen gestickt sind:

dann geht sie nach Hause. — Nach einigen Wochen besucht sie ihren Bräutigam, der, man muß es gestehen, sein Schloß geschmackvoll meublirt, auch unter andern Stuhlüberzüge von gestreiftem Dammast hat. Sie amüsirt sich hier recht gut, besonders da Giovanni unter allerlei Verkleidungen vor ihr erscheint: aber sich kopuliren lassen, will sie nicht, weil sie noch nicht auf dem Grabe ihrer Mutter gebetet hat. Auf Giglio soll endlich die Hochzeit vor sich gehn. In der Nacht vor derselben, kann sie nicht schlafen; sie tritt also, ganz belastet mit Edelsteinen, „aus den gläsernen Thüren" eines Saals in den düftenden Garten, „geht dann durch die Reihe ihrer steinernen Vorfahren" zum Hochaltar in der Begräbniß-Kapelle, und fleht da „den Heiligen und Reinen" an, wenn die „Veränderung ihres Standes der Heiligung und Reinigung ihres Wesens Eintrag thäte," sie noch zu hintertreiben. Sie wird erhört. Als sie aus der Kapelle an den Strand geht, wird sie sogleich von Türkischen Seeräubern angefallen. Giovanni steckt wieder hinter einem Busch, und

springt hervor, sie zu retten: wird aber mit ihr gefangen genommen. Der Kapitain des Corsaren-Schiffes erkennt in ihm den Mörder seines Sohnes, läßt ihn an den Mastbaum binden, und befiehlt, ihn zu abälardisiren, indeß er Bianka vor seinen Augen entehren will: aber der gute Narr kommt übel an: Bianka windet ihre Hände los, sticht ihn, grade im entscheidenden Momente, mit einer Haarnadel todt, und fällt dann in Ohnmacht. Als sie wieder empor kommt, ist Giovanni verschwunden. Sie läßt sich eine alte Laute geben, verklebt die Risse mit Wachs, und spielt und singt nun so wundersam, daß die Corsaren eine heilige Ehrfurcht gegen sie empfinden und sich vorsetzen, sie unberührt in das Serail des Großsultans zu schaffen. Vors erste bringen sie sie nach Scio. Der Pascha dieser Insel verliebt sich in sie, sperrt sie in einen schönen Pallast, schickt ihr Geschenke, Gedichte, und benimmt sich gegen sie so fein, wie irgend ein Elegant auf der Insel Rügen nur thun könnte. Alle sieben Tage läßt er förmlich um ihre Gunst werben. Sie antwortet dem Abgesandten:

„Sage deinem Herrn: rein und unentweiht sei ich aus meiner Mutter Schooß gekommen; rein und unentweiht wolle ich in das dunkle Grab hinuntersteigen!" — und amusirt sich indeß mit Fischfangen und mit der Bekehrung zweier junger Mädchen. Endlich läßt der Pascha sie in der Nacht und durch vermummte Leute — (Warum diese Vorsicht? Vermuthlich damit Bianka die Thäter nicht bei den Pommerschen Landgerichten angeben könne.) — in sein Schlafzimmer bringen: aber hier benimmt sie sich so heldenmüthig, daß er sie verurtheilt, in der folgenden Nacht vom Strande von zwei Negern entehrt (ein Schicksal, daß Herrn Kosegarten besonders zu gefallen scheint) und dann ins Meer geworfen zu werden. Schon steht sie am Strande, schon nahen die Neger, „Unholde, so schwarz, grimmig und gräßlich, daß sie an den Strömen der Unterwelt scheinen ausgebrütet zu seyn, nicht aber in des holden Lichtes hellen Bezirken," da stürzen plötzlich hinter dem Felsen zwei Janitscharen hervor, und hauen „die Unglücklichen in tausend rauchenden Fetzen. Der Herr der Ja-

nitscharen hängt Biankan seinen Terek um, (dessen Beschaffenheit und Bestimmung wir nebenher erfahren) tröstet sie mit einer „wahrhaft-metallenen Stimme", und führt sie auf ein Schiff. Indem er ihr hier mit einer Siegwartischen Zartheit seine Liebe erklärt, wird er von einer Malthesischen Galeere angegriffen, die natürlich niemand anders kommandiren kann, als Giovanni. Dieser haut Biankens Befreier nieder, und hat ihr eben seine Abentheuer erzählt, als er die Nachricht erhält, daß das Schiff sinke. Er wirft sich mit ihr und der Mannschaft in ein Boot, und redet die Schöne dann folgendermaaßen an: „Erlaube, daß ich dich mit mir zusammenknüpfe, vermittelst eines Bandes, das ich freilich seidener und süßer wünschte!" — und damit bindet er sich und ihr ein Seil um den Leib: kaum ist das geschehen, so fällt das Boot um. Giovanni schwimmt mit seiner Geliebten ans Land, aber ehe sie dieses erreichen können, zerschneidet eine Corallen-Zinke das Seil, wiewohl mit gehöriger Vorsicht, um die Liebenden nicht zu verletzen. Bianka allein

kommt ans Land, das sie, sobald sie sich aus ihrer Ohnmacht erholt hat, für die Küste von Asien erkennt. Sie schlägt einen verborgenen Fußpfad nach einem Griechischen Dorfe ein, vermiethet sich in demselben als Magd, und bringt nun ein Paar Jahre damit zu, daß Neu- und Alt-Griechische zu lernen, den Homer und die alten Tragiker zu studiren und über sie zu disputiren, die Griechische Sitten zu erforschen u. s. w. Da ihr aber ein junger, liebenswürdiger und gebildeter Priester seine Hand anbietet, erschrickt sie so sehr, daß sie sogleich ihre Sachen zusammenpackt und in die Wüste hinausläuft, um eine Stadt oder ein Schiff zu suchen. Sieben und zwanzig Tage irrt sie umher, und hat mancherlei Abentheuer mit wilden Thieren, denen man es aber zugestehen muß, daß sie sich sehr artig gegen sie betragen. Ein Isard endlich läßt sich von ihr melken und führt sie dann zu einem hundertjährigen Einsiedler, der ein Prophet ist, ihr ihre künftigen Schicksale weissagt, sich acht Monate lang von ihr die Offenbarung Johannes vorlesen läßt, sich dann selbst in einen marmornen Sarkophag legt

und stirbt, nachdem er Bianken einen Gruß an einen andern Einsiedler aufgetragen hat.

Zu diesem zweiten führt sie, zwanzig Meilen weit der alte Isard, der sie zum ersten leitete. Mit ihm wallfahrtet sie nach Jerusalem, wo sie wiederum das Osterfest begeht und bei Bethlehem ihren Giovanni als freigelassenen Sklaven eines Arabischen Scheikh hindert. Nun glauben sie vielleicht, trennen sich die Liebenden nicht mehr? Warum nicht gar! Bianka hat nichts dringenderes, als Giovanni aufzutragen, daß er die beiden Türkischen Mädchen, die sie in Scio gekauft hat, entführen soll. Sobald sie sich also gegenseitig ihre Abentheuer erzählt haben und die Kameele getränkt sind, gehen die Leutchen aus einander; Giovanni nach Scio, Bianka nach Italien. Hier findet sie ihren Vater todt, erzählt Violanten ihre Geschichte, sieht ein Paar Tage nach Beendigung derselben, Giovanni mit den Türkinnen anlanden, fliegt in seine Arme und wird in dem Augenblicke mit ihm vom Blitz erschlagen. — —

Diese Fabel spricht, mit einer gewissen Schule zu reden, ihren Charakter und den

ihres Erzählers zu deutlich aus, als daß ich nur ein Wort sollte mitsprechen wollen. Nicht weniger merkwürdig ist die Art wie sie erzählt wird. Lichtenberg giebt in seinen nachgelassenen Schriften irgendwo den Rath, die Bücher, die etwas Rechtes werden sollten, nach Zelle in die berühmte Akademie der Sublimität, gewönlich das Tollhaus genannt, zum Sublimiren zu schicken. Seine Worte scheinen nicht auf die Erde gefallen zu seyn. Sollte Herr Kosegarten sie auch nicht ganz genau befolgt, sollte er seine Schrift nicht nach Zelle geschickt haben, so hat er ihr doch das Ansehn zu geben gesucht, als wäre sie da gewesen. Einige Floskelchen, die ich Ihnen im Vorbeigehn angeführt habe, werden Ihnen schon einen Vorschmack von der pathetischen Erhabenheit gegeben haben, die in dem Buche herrscht.

Hier haben Sie noch ein Paar Stellen zur Probe. Die erste Scene auf dem Corsaren-Schiffe wird folgendermaaßen beschrieben:

„In einem Augenblicke lag ich mit rücklings geschnürten Händen auf dem Boden. Giovanni, in demselben Moment, je-

der Verhüllung beraubt und mir gegenüber an den Mast geschnürt, glänzte in himmlischer Schönheit, ein Engel des Lichts mitten unter schwarzen Teufeln.... Denke dir den Entwurf des Ungeheuers .... In demselben Augenblicke, in welchem er Angesichts meines Gatten oder Verlobten, wofür er Giovanni zu halten schien, mich zu entehren dachte, sollte an diesem eine der scheußlichsten unnenbarsten Grausamkeiten vollzogen werden ... Das verruchte Messer war über Giovanni gezückt ... Ich rang mit der Verzweiflung ... Madonna, rief ich, und all' ihr heiligen Jungfrauen, wenn Zucht und Reinigkeit euch theuer sind, so steht mir bei ... Ich ward erhört. Ich ward bewahrt vor Ohnmacht und vor Wahnsinn. Es gelang mir die Hände los zu winden. Ich riß die goldne Nadel aus den Locken. u. s. w.

Ungemein glücklich behält der Verfasser diesen erhabenen Ton überall. Selbst die Beschreibung des Ameublements von Roccabruna, des Fußbodens, der Stuhlüberzüge, der Spiegelrahmen, alles, alles ist im

Zellischen Style. Als sie zum Beispiel an das Schlafzimmer denkt, ruft sie aus: „Wie soll ich dir schildern, meine Theuerste, den Athem der Ruhe, der Stille, der wehmüthigen Müdigkeit, der aus seiner grünen Dämmerung mir entgegen wehte! Ein grauer Teppich deckte den Boden. Zwischen den grau in grün gemahlten Lambris und dem vergoldeten Gesims der Decke hingen eine Anzahl schwermüthiger Nachtstücke von Honthorst und Schalken" u. s. w.

Vielleicht wundern Sie Sich, daß Sie alle diese Dinge noch so gut weiß, obgleich sie, seitdem sie dieselben sah, so viele Jahre hindurch in Ehr- und Lebensgefahr auf dem Archipelagus und in Asien herum geirrt ist? Das ist noch eine Kleinigkeit! Diese bewundernswürdige Mamsell steckt voll der unsäglichsten Gelehrsamkeit, und jedes Wort das sie weiß, ist ihr, nach dem Ausdrucke Salomons, ein Pfeil in der Hüfte: es muß heraus! Ich stelle mir vor, sie habe in ihrem Kloster recht viele Reisebeschreibungen durch Italien, Griechenland und Asien gelesen, und habe sich

bloß deswegen kapern und herumschleppen lassen, um Gelegenheit zu finden, alles was sie zu sich nahm, mit guter Manier wieder von sich zu geben. Bei ihrer Reise durch Rom erhalten wir eine ausführliche Beschreibung der Osterfeierlichkeiten und der Gemälde des Michel Angelo; weil Giovanni ein Malthesér Ritter ist, bekommen wir lange Anekdoten aus der Malthesischen Geschichte; da sie die Seeräuber durch den Archipelagus führen, zählt sie uns die historischen Merkwürdigkeiten jeder Insel auf, die sie sieht; rechnet die philologischen Gründe her, warum Scio für das Vaterland Homers zu halten sei, und giebt die Volkszahl und die Produkte der Insel statistisch genommen. Ihr Exil in Asien verschaft uns eine ausführliche Beschreibung von der Nationaltracht der Griechinnen, ihrer Lebensart, ihrer Tänze u. s. w. auch eine Aufzählung der Gründe für Toleranz und eine kritische Würdigung der Ilias, der Odyssee, und der griechischen Tragiker rc. rc. rc.

Noch mehr! Signora ist auch Dichterin, und zwar eine äußerst fruchtbare. Es geht ihr mit ihrer poetischen Ader, wie den

Raupen, die der Verpuppung nahe sind, mit dem überfüllten Schleimsacke: um ihn zu erleichtern, kleben sie einen Faden an, wohin sie nur gelangen. Jeden Anlaß besingt sie, und mit was für Versen! Als sie Giovanni ihren Gürtel geschenkt hat, stimmt sie ein Lied über ihr Familien-Wapen an, das sich so schließt:

Der Giglio's Söhne offenbart
Der Giglio's Seelenadel!
Der Giglio's Töchter, ach bewahrt
Der Giglio's Ruf für (vor) Tadel!
Laßt eurer Tugend süßen Duft
Des Vaterlands, des Auslands Luft
Bis an die Sterne würzen!

Als sie aus dem Griechischen Dorfe wegläuft, läßt sie ein Gedicht zurück, dessen Ende so lautet:

Holde Fluren, traute Matten,
Murmelbach voll Melodie,
Bunte Triften, grüne Schatten,
Euch vergißt Bianka nie.
Theure Menschen, euer denken
Wird Bianka Lebenslang.
Bis sie in die Gruft sie senken,
Kühlt sich nie Biankens Dank.

Als der Einsiedler Athanasius' gestorben ist, singt sie:

Am Ziele
Ganz nah bin ich am Ziele!
Es wandelt am krystallnen Fluß
Hellflimmernd Athanasius.
Sein blutbesäumtes Schneegewand
Beglänzt den amaranthnen Rand.
Mich ängstet noch die Schwüle,
Doch bin ich nah am Ziele!

Am Ziele
Ganz nah bin ich am Ziele
Der Erde Luft ist schwer und schwul,
Vor Gottes und des Lammes Stuhl
Kniet selig Athanasius
Ihn lezt unsterblicher Genuß.
Ihn drückt nicht mehr die Schwüle
Er ist, er ist am Ziele.

Nun werden Sie Sich doch nicht mehr wundern, daß schon die vierte oder fünfte Ausgabe von Herrn Kosegarten sogenannten Poesien unter der Presse ist? Wo ist ein Dichter in Deutschland, der mit so vieler Leichtigkeit selbst von jedem Höckerweibe verstanden werden kann, und der gleichwohl so salbungsvoll die Augen verdreht, als er? Vorzüglich in diesem Buche ist er so gläu-

dig, erzählt er so viel Wunder und Weissagungen, daß ihm Unrecht geschieht, wenn er nicht nächstens als Küster nach Herrenhuth berufen wird. —

Das Wichtigste was wir aus diesem Buche lernen, ist, was Herr Kosegarten unter einer romantischen Dichtung versteht, nehmlich ein Buch, in welchem von halbwahnsinnigen Menschen abentheuerliche, abgeschmackte Begebenheiten in einem unsinnig-bombastischen Tone erzählt und mit lächerlichen Reimeleien verbrämt werden. Diese Notiz ist nicht so geringfügig, als Sie vielleicht beim ersten Blicke glauben. Herr Kosegarten hat beschlossen, im Dienste seines geliebten und ihn liebenden Publikums nicht zu ermüden, und damit keins der saubern Dinge, die er zusammenschmiert, auf die Erde falle, preßt er sie in große Massen zusammen. Stellen Sie Sich vor! Mit dieser Bianka wird zugleich ein neuer Titel zur Ida von Plessen, dieser Halbschwester Lucindens, ausgegeben, dem zufolge sie nur den ersten und zweiten, die Bianka aber den dritten und vierten Theil einer ganzen Gallerie von romantischen

Dichtungen ausmachen wird, zu der er schon einen Verleger eingehascht und angebunden haben soll. Glücklicher Gedanke, so ein allgemeiner Titel! Ein gar berühmter Philosoph hat kürzlich einen Versuch gemacht, die Leser zum Verstehen zu zwingen. Lappalie! Die Menschen zum Kaufen zu zwingen, das ist der wahre Stein der Weisen, und Herr Kosegarten hat ihn gefunden. Wer nun die Ida und die Bianka hat, muß ihre ganze Familie schon dazu nehmen, bei Strafe, ein incompletes Werk zu besitzen. So rechnet Herr Kosegarten: — indeß, da — seine Gedichte mlt allegorischen Kupferstichen versehen werden sollen, nehme ich mir die Freiheit, auch für den nächsten Band dieser Dichtungen eine prophetisch-allegorische Titelvignette vorzuschlagen, die sich dem Bildnisse des Verfassers gegenüber ganz vortrefflich ausnehmen müßte: — Don Quixote sitzt mit verbundenen Augen auf dem hölzernen Rosse, auf dem er bekanntlich gen Himmel reiten soll. Die Raketen und Sprühteufel, mit denen der Bauch der Maschine gefüllt ist, fangen an zu spielen: Jan Hagel steht umher und applaudirt.

Endlich fliegt das Ding in die Luft, Quixote purzelt herab und Sancho — verlegt sich schreiend mit ihm in den Sand. Armer Sancho, ehrlicher Freund! Du hast zu viel Verstand, (ich weiß es,) um nicht einzusehen, daß dein Herr nicht so recht bei Troste ist! Warum doch lässest du dich durch die Hoffnung auf eine Insel des festen Landes, bewegen, Possen mit zu machen, die du für Possen erkennst? —

Zwei und vierzigster Brief.

Carlo. (Eine wahrhaft romantische Dichtung).

J'ai beau voir ses défauts et j'ai beau l'en
blamer!
En dépit de moi-même elle se fait aimer —
nehmlich die Muse des ungenannten Verfassers.

Sie werden mein Zeugniß unverdächtig finden, wenn ich Ihnen sage, daß sie mir eben einen sehr muthwilligen Streich gespielt hat. Schon vor einigen Tagen hatte ich den Carlo mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Heute nehm' ich ihn noch einmal zur Hand, um ihn flüchtig durchzublättern und — eh' ich dessen gewahr werde, sind zwei Stunden verflossen und ich habe ihn, ohne nur einen Augenblick an meine dringenden Arbeiten gedacht zu haben, von Anfang zu Ende noch einmal gelesen. Sor-

gen Sie indeß nicht! Mein Verdruß darüber, soll keinen Einfluß auf mein Urtheil haben.

Ich kann auf H. Kosegartens misgeschaffene Bianka nichts passenders folgen lassen, als dies Büchelchen, das alles das ist, was der Pindar Pommerns schaffen — wollte, und nicht vermochte: eine äußerst liebliche, so wahrhaft romantische Dichtung, daß sie in mancher (ich sage, in mancher) Rücksicht, als ein Muster aufgestellt werden kann. Ich glaube nicht, daß sie die Frucht eines mühsamen Studiums des Romantischen ist: aber der Verfasser hat Genie, und wahres Genie weiß unbelehrt, was Genielose mühsam den Regeln ablauschen. Sie werden es aus der Art sehn, wie er die Schwierigkeiten dieser Gattung gelös't hat.

— Was für Charaktere muß der Dichter zu einem solchen Werke wählen? Ganz gewöhnliche Menschen nicht, wenn es romantisch — aber auch nicht, wie H. Kosegarten, wahnsinnige, wenn es nicht abgeschmackt werden soll. Unser Verfasser stellt uns eine Reihe von Gestalten hin, die alle

in der wirklichen Welt zu Hause sind, aber alle durch eine gewisse Eigenthümlichkeit und durch ihre Situation poetisch gemacht werden. Hier haben Sie die Hauptgestalten seiner Gallerie.

Carlo, der Held des Buches, der außereheliche Sohn eines deutschen Fürsten, ist ein gesunder, feuriger Jüngling, der nie von Mangel oder Druck verkümmert ward, und daher mit offenem regen Sinn jedes Vergnügen genießt das ihn reizt; aber er ist durch eine vorzügliche Erziehung so gebildet, daß niedere Ausschweifung ihn nicht reizt, und selbst seine Fehltritte begeht er mit edelem Gefühle und mit Anstand. Er reis't nach Italien: — wie ein solcher Jüngling dies Zauberland ansehn, wie er von demselben gestimmt werden muß, darf ich Ihnen nicht erst sagen. — Wilibald, sein Freund, ein Maler, ist von der Natur mit einer ausgezeichneten Häßlichkeit beungnadet, hat aber zum Ersatz von ihr einen äußerst hellen Verstand, einen lebhaften Humor und ein treffliches Herz erhalten, das im Glück seiner Freunde sein eignes sucht. — Girolamo, ein Mann, der von

Kindheit auf vom Unglück verfolgt, von brennenden Leidenschaften gefoltert, an allen Dingen nur noch die widrige Kehrseite sieht, und Menschenfeind geworden ist. Cinthio, ein junger reicher Prinz, der durch einen Fehlwurf seiner Geliebten das Gesicht verloren hat, und bloß im Umgange mit dieser Geliebten und im Genuß der schönen Künste, die ein Paradies um ihn her erschaffen, lebt. —

Die weiblichen Charaktere sind eben so schön gewählt und einsichtsvoll geordnet: Laurette, eine junge, wollüstige schöne Wittwe, benutzt ihr großes Vermögen zum feinern sinnlichen Genusse. Serena, eine holde, blonde, sechzehnjährige Schwärmerin, von Girolamo's Melancholie angesteckt, behandelt die Dinge um sie her mit einer romanhaften Zartheit, aber man liebt sie ihrer Ueberspannung wegen, wenn man sie nur in dem Glücke des Geliebten glücklich seyn und sich für ihn aufopfern sieht. Giulietta, eine feurige, geistvolle Brünette, die zu stolz ist, um, wie Laurette, sich der Sinnlichkeit hinzugeben, und zu lebhaft, um wie Serena zu empfindeln; die daher zwischen

ihrer Leidenschaft und ihrem Ehrgefühl schwankt, und lange unentschlossen kämpft, ehe sie sich der erstern hingiebt; es endlich planmäßig thut, und plötzlich wieder durch einen Anlaß, der ihr Ehrgefühl weckt, auf die Bahn der Rechtlichkeit zurückgeführt wird. — Nicht wahr, Sie trauen es dieser Gesellschaft, in welche der Verfasser Sie führt, zu, daß sie Sie unterhalten werde? Er versteht es, sie nicht nur schön darzustellen, sondern sie auch natürlich, das heißt, ihrem Charakter gemäß, romantisch anziehend handeln zu lassen. Was sich aber eigentlich zwischen ihnen begiebt, — müssen Sie schon von ihm selbst erfahren. Er erzählt zu gut, als daß ich ihm sollte das Wort nehmen wollen. Vielleicht werden Sie aber mit mir einstimmig seyn, wenn ich behaupte, daß die Begebenheiten ein wenig zu sehr gehäuft sind, und ihre Verwickelungen, so wie die anscheinenden Wunderbarkeiten, gegen das Ende zu rasch und nicht hinlänglich motivirt, gelös't werden. Der Verfasser zeigt überall zu viel Kunstsinn, als daß dieses ein Fehler der Einsicht seyn sollte. Wahrscheinlich hat er selbst den frohen regen

Sinn seines Carlo: da wurde ihm die Arbeit beim funfzehnten Bogen schon langweilig und um nur zu endigen, — verdarb er sie ein wenig.

Der Vortrag des Verfassers ist sehr lebhaft und leicht, gleichwohl aber edel; oft pathetisch und doch immer natürlich. Ueberall blitzt in demselben eine sehr feurige Phantasie hervor; überall spricht ein zartes, und doch weder pinselndes noch renommirendes Gefühl. Sein Styl ist fließend und rein, und trifft sehr glücklich den so schwierigen Mittelton, zwischen der ganz prosaischen Erzählung und der poetischen Saalbaderei, in welche so manche andere gepriesene Schriftsteller verfallen. Zum Belege setze ich Ihnen eine Stelle des Briefes her, in welchem Carlo seiner Wohlthäterin meldet, daß er in Italien bleiben wolle.

— „Ihnen, die Sie Ihren Carlo so ganz kennen, darf ich es wohl nicht erst sagen, was mich mit unwiderstehlicher Gewalt an diesen Boden gefesselt hat. — Fernher lockt mit lieblicher Stimme die Nixe des Stroms den angelnden Jüngling; — sanft bewegt, lüstern und immer lüsterner,

lauscht er den seltsam=rührenden Tönen, und sein Herz schwillt; es wachsen die Wellen, — unwillkührlich strebt er der Unbekannten entgegen, — schon netzt das Wasser seinen Fuß, — blendende Arme strekken sich ihm durch die blauen Wege entgegen; — seine Sinne vergehen, er sinkt an die warme Brust der liebenden Nymphe und sie zieht ihn hinab auf ewig in das unterirdische Schloß. Sehen Sie hier in der vaterländischen Volkssage das Bild Ihres Carlo. Mich hat das liebliche Italien mit Zauberarmen umschlungen: wie wär' es mir möglich, die süßen, magischen Bande zu lösen? — Sie sollen oft Nachricht von mir erhalten; aber ist das Glück Ihres Freundes Ihnen theuer, so lassen Sie ihn handeln wie er muß, und übernehmen Sie bei denen, die sein Thun und Treiben misbilligen werden, seine Vertheidigung."

Vergleichen Sie diesen Ton, der so leicht zum Poetischen hinauf= und wieder herabschwebt, mit den saubern Fragmenten, die ich Ihnen aus der Bianka del Giglio anführte, und Sie werden sehen, welch' ein Unterschied dazwischen ist, wenn ein wirk=

lich poetischer Geist und ein verbrannter Kopf dasselbe versuchen.

Als wenn der Verfasser des Carlo es eigentlich darauf angelegt hätte, die Armseligkeit des H. Kosegarten sichtbar zu machen, begegnet er ihm noch auf einem andern Seitenwege, dessen er sich eigentlich, ohne Nachtheil für sein Werk, hätte enthalten können, nehmlich in der Vermischung des Wissenschaftlichen mit dem Poetischen. Auch er läßt kunstrichterliche Erörterungen, und mancherlei Nachrichten einfließen: aber welch ein Unterschied zwischen seiner Art der Herbeiführung und jener des Hrn. K! Wenn dieser mit pedantischer Unbeholfenheit, was er sich aus Reisebeschreibungen abgeschrieben hat, so trocken her erzählt, daß es allenfalls unverändert in einen Supplementband zu Büschings Geographie gerückt werden könnte, oder eine interessante Situation durch die umständliche Aufzählung armseliger Lappalien ekelhaft macht: so erscheint das Räsonnement im Carlo als eine lebhafte gesellschaftliche Unterhaltung, die selbst in die Begebenheiten eingreift; so dienen die kurz hingeworfenen wissenschaft-

lichen Notizen nur dazu, irgend einen Schauplatz der Handlung lebendiger zu malen. So und nur so, darf man es wagen, Wissenschaft und Dichtung zu verbinden.

Hätte Herr Kosegarten mir nicht ausdrücklich die demüthigende Erklärung gethan, daß er meine Briefe, die so frech sind ihn zu tadeln, nicht mehr lesen wolle: ich würde ihn bitten, diesen Carlo recht aufmerksam zu studiren. Nicht etwa um ihn nachzuahmen, — er hat uns nur zu viel Nachahmungen schon geschenkt; — sondern um aus diesem kraftvollen Werke eines jungen talentvollen Kopfes zu lernen, daß er zu Arbeiten dieser Art nicht tauge.

Herrn Kosegartens Muse ist eine alte, thörichte Coquette, die vor dem Spiegel süßliches Schmunzeln und liebelndes Augendrehen einstudirt und sich nun stattlichen Schreitens in die Gesellschaft erhebt, wo sie unaufhörlich beschäftigt ist, recht viel hochfliegende Empfindung und erhabene Gelehrsamkeit zur Schau zu legen, — und dabei jeden Augenblick ein Paar Zahnlücken, die platte Brust oder die spitzen Ellenbogen verräth. — Die Muse dagegen, die den

Carlo diktirte? Eine lebhafte, siebzehnjährige Schöne, die sich kaum dabei aufhält, ein Paar Rosen in die niederwallenden Locken zu stecken, ehe sie zu den Gespielinnen oder dem Geliebten hüpft. Sie braucht ihre Mienen nicht einzuüben; welche sie annehmen mag, jede ist reizend; — und eben so wenig über ihre Bewegungen zu wachen: auch die lebhafteste wird nur eine Schönheit verrathen. Nur die Art wie sie tändelt, verräth daß sie Geist und feine Bildung besitzt und mitten im Lachen und Nekken entlockt ihr der unvermuthete Anblick eines Leidenden oft eine zärtliche Thräne. — Nicht doch, Matante, lassen Sie den unglücklichen Gedanken fahren, durch die Hülfe ihrer Schmink- und Oel-Töpfchen, und ihrer studirten Sentiments neben diesem lieblichen Naturgeschöpfe glänzen zu wollen. Die einzige Auszeichnung, die Ihnen zu Theil werden kann, ist erst leises, dann lautes — Belachen.

Drei und vierzigster Brief.

Rigisches Taschenbuch für den Sommer-Genuß 1801.

Je beschränkter der Kopf, desto mikroskopischer ist das Auge mit dem er sich und sein Thun und Treiben betrachtet; mit einer desto wichtigern Miene, mit desto innigerer Ueberzeugung, daß er etwas Außerordentliches leiste, geht er daran, seine Alltäglichkeiten zu üben. Im umgekehrten Verhältnisse täuscht die Bescheidenheit oft die Männer von ausgezeichnetem Geiste. Gewohnt alles nach edlen Zwecken und mit einsichtsvoller Ueberlegung zu thun, erheben sie jede Kleinigkeit zu einer Sache von Werth, aber weil sie ganz sehen, was man eigentlich leisten solle, weil sie alles nach den Idealen abmessen, die ihrer Seele vorschweben, sind sie auch mit ihren gelungensten

Arbeiten unzufrieden, und blicken mit heimlicher Beschämung auf das, was ihr Publikum bewundert. So scheint es dem Herausgeber dieses Taschenbuches zu gehen. Eine dichterische Blumenlese kann etwas sehr Mittelmäßiges seyn, wie uns jährlich eine hundertfache Erfahrung lehrt; sie kann aber auch etwas Vortrefliches werden, wenn sie nach bestimmten Zwecken mit Geist und Geschmack verfertigt wird. Das ist mit diesem Taschenbuche wirklich der Fall. Gleichwohl hat der Herausgeber ihm nicht seinen Namen vorgesetzt; er will es nicht einmal in den Buchhandel kommen lassen. Er hat Unrecht; ich werde indeß sein Incognito respektiren. Ich weiß, daß man einen Plato nicht um seine virtù im Singen rühmen muß: aber über die musterhafte Einrichtung des Büchelchens und den Genuß, den es gewährt, muß ich Ihnen ein Paar Worte sagen.

Die äußere Veranlassung desselben war die Absicht, durch den Verkauf des Werkchens den dürftigen Fonds einer öffentlichen Anstalt zu unterstützen: der Herausgeber wußte ihm eine noch höhere Bestimmung zu

geben. Der Zirkel, zu dessen bildendem Freunde ihn sein Amt bestimmt, war im Begrif, sich zum Genuß der schönen Jahreszeit auf das Land zu zerstreuen: konnte er ihm ein schöneres Angebinde mitgeben, als eine Auswahl von Gedichten und Aufsätzen, die den Stral der dichterischen Phantasie auf die Naturgegenstände werfen, und so den fast nur körperlichen Genuß des Landlebens durch angeknüpfte Ideen zu einem ästhetischen veredeln?

In dieser Absicht ordnete er den Inhalt des Büchelchens, wiewohl ohne ängstlichen Zwang, nach gewissen Häuptrubriken, z. B. Frühling und Genuß; für den Morgen; das Lebendige; die Blumen und Bäume; höhere Ansichten der Natur u. s. w. Um die Fächer zu füllen, ließ er nicht, wie es in Deutschland gebräuchlich ist, die poetische Bettelbüchse bei den Zunftgenossen umlaufen, sondern er hob eine Reihe der treflichsten Gedichte und Bruchstücke aus den Werken Herders, Göthens, Vossens, Hippels, Jakobi's und vieler andern unserer ausgezeichnetsten Dichter aus. „Nichts Neues also?" Wenig, aber auch sehr wenig,

nig, was jemals veralten könnte. Reichen diese beiden Züge nicht hin, Ihnen zu beweisen, daß man diese Blumenlese fast beschimpfte, wenn man sie nur vergleichen wollte mit den Herbarien, in denen man uns, ohne Ordnung und Wahl, gegen Neujahr vorzublättern pflegt, was vor dichterisches Unkraut der Himmel in den vergangenen zwölf Monaten aufschießen ließ?

Mit besonderer Vorliebe scheint der Herausgeber Jean Paul's Schriften zu beehren: eine Stimmung die sich vielleicht aus äußern Verhältnissen erklären läßt. — Man erzählt, als Hugo Grotius im Gefängniß saß, entzückten ihn die Trauerlieder Ovids; als er nach seiner Befreiung eine heitrere Ansicht gewonnen hatte, fand er sie unmännlich. Sei dem wie ihm wolle: Richter muß bei der Auszeichnung, mit welcher er hier behandelt wird, gewinnen. Mancher Leser, den die widerliche, affektirte Manier dieses Schriftstellers von seinen Werken zurückschreckte, wird ihn hochachten lernen, wenn er hier — die Edelsteine derselben aus dem angebohrnen Kiese und Thone, von dem Richter selbst sie nicht zu befreien

wußte, herausgebrochen glänzen sieht. Der Herausgeber hat sogar aus einer Reihe wirklich treflicher Stellen aus dem Hesperus, eine, wie er es nennt, Mosaik zusammengesezt, die sehr schön ist! Sie heißt „die Geschichte eines schönen Sommertages" und besteht aus zusammengepaßten reizenden Naturschilderungen. — Möchte Herr Richter, wenn sie in seine Hände fällt, doch recht reiflich über sie nachdenken: — vielleicht käme er auf den Gedanken, selbst einmal aus seinen Büchern Werke zu machen, und so wirklich ein ausgezeichneter Schriftsteller zu werden.

Zu diesen Excerpten gesellte der Herausgeber mehrere neue Sachen, theils aus seiner eigenen Feder, theils von einigen seiner Freunde. Viele derselben sind zwar nur auf Liefland berechnet und eigentlich dasjenige, was dieses Werk zu einem Rigischen Taschenbuche macht; (besonders gehört dahin ein Anhang voll feiner Satyre, der bloß Lokalbeziehungen hat;) — aber die meisten wird jeder Leser von Geist und Herz, wo immer er denken und fühlen mag, für sich geschrieben finden. Zur Probe von dem

Geiste, in welchem das ganze Büchelchen gesammelt und verfertigt wurde, will ich Ihnen den Schluß eines Bruchstückes, „Unsre Düna," überschrieben, hersetzen.

„Jede Witterung leihet ihr eigenthümliche Reize. Bei stiller Heiterkeit glänzet die Bläue des Himmels aus dem ruhigen Strome, der zum See geworden, wie ein zufriedenes Gemüth aus dem frohen Menschen-Auge. Bewegt die Luft das Gewässer, so wogt es das Bild der ernsten Thätigkeit im Menschen und um den Menschen her, dem denkenden Geiste entgegen. Auch beim Gewitter, wenn die Nacht von oben einsinket in die schwarze Tiefe; und selbst im Sturme noch, wenn die Welle die Welle peitscht, wenn das Gewässer zürnt als wolle es nicht mehr dienen, als werde es nun bloß verheeren; selbst dann noch verweilt der Blick eines Geistes, der das Große und Kraftvolle liebt, der gern sich aufrichten mag an allem Gewaltigen in der Natur, nicht ohne Wohlgefallen auf den furchtbaren Wogen. Aber nie ist sie reizender, milder — die mütterliche Düna, — als an einem jener stillen lauen Sommer-Abende,

wo Himmel und Erde, der Mensch und die Schöpfung, in einander verfließen zu wollen scheinen in heiterem liebenden Wohlgefühl. Wie ist der Strom da so spiegelglatt, so sonnenhell, so selig-ruhig, im sanften Glanz des Abendlichtes, im neblichten Dufte der gerötheten Luft! O dann — der du zürnest und hassest und grollest! die du weinest und dich sehnst, und dich quälest! die ihr sorget und unmuthig seid, und die ihr traget ohne Erleichterung und leidet ohne Hoffnung! — hinaus, hinaus an den Strom und verweilet auf seinem freundlichen, bittenden, tröstenden Antlitz! — Wahrlich! Es wird euch wohler werden!" —

Hat Sie der zarte Sinn, der in diesem Bruchstücke spricht, hat Sie die Beredsamkeit desselben entzückt? — Ich will Sie in Erstaunen setzen. Es ist das Fragment einer Predigt! Was denken Sie von einem Manne, der auch auf der Kanzel das moralische und das ästhetische Gefühl zugleich, auf eine solche Weise in Anspruch zu nehmen versteht? — Ich denke — unter vielen andern Sachen, die ich nicht sagen will, weil Sie sie gewiß selbst füh-

len und denken, — daß dem Verfasser sehr großes Unrecht geschähe, wenn ihn nicht jeder Hochehrwürdige, der nur noch durch gravitätische Steifheit und salbungsvolle Orthodoxie Achtung zu erschleichen weiß, von Herzen anfeindete, und als einen Neologen verschrie. Es ist ein Vorrecht des Lichtes, von Eulen und Maulwürfen gehaßt zu werden: und der als Gelehrter, als Denker, als Mensch so hochachtungswerthe Mann wird gewiß dieser Huldigung in Liefland genießen.

Irene, eine Zeitschrift für Deutschlands Töchter, von G. A. von Halem. Zweites Stück.

Nur im Vorbeigehn sprach ich Ihnen einst von dem ersten Stücke dieser Zeitschrift, weil jenes wirklich nicht viel größerer Aufmerksamkeit werth war. Dieses zweite übertrift es weit: es enthält manchen sehr interessanten Artikel, besonders in Prosa.

Den Anfang macht ein Gedicht an Irene, oder den Frieden, das ich, die Wahr-

heit zu sagen, nicht mit Vergnügen gelesen habe. Es ist grade nicht schlecht, aber der Gegenstand ist so groß und reich, daß alles Mittelmäßige über ihn nur Singsang scheint. — Dann folgen ein Paar Briefe und Aktenstücke über den Tod des jungen, liebenswürdigen Dichters Eschen. Sie sind des Gegenstandes wegen interessant: aber was sollen Deutschlands Töchter mit trockenen Aktenstücken thun? Warum benuzte der Herausgeber diese zugesandten Schriften nicht lieber, selbst eine Erzählung des traurigen Vorganges zu verfertigen? Sie wäre gewiß sehr anziehend geworden, sie hätte — was man jeder Schrift geben sollte, — ästhetischen Werth erhalten: dafür bürgen auch demjenigen, der Herrn von Halems Talente nicht schon aus andern Schriften kennt, die beiden Aufsätze dieses Heftes, die von seiner Feder sind, „der Rittergeist des Mittelalters, und Robert von Artois." Beide sind gut geschrieben. Affektirt dagegen ist der Ton in den Erinnerungen aus (von) einer Brunnenreise, wahrscheinlich von einem angehenden Schriftsteller der noch nicht bemerkt hat, wie sehr unzeitige De-

klamationen den reizendsten Inhalt herabsetzen können. — Der vorzüglichste Artikel dieses Heftes ist „die Reisegefährtinn", eine Anekdote aus Garvens Leben, von ihm selbst erzählt. Die folgenden Gedichte sind zwar nur Kleinigkeiten, aber sie werden ihre Bestimmung, einen Augenblick angenehm zu unterhalten, nicht verfehlen. Am besten gefiel mir „das Kuhfest, eine Idylle aus dem zwanzigsten Jahrhunderte," und folgender Gedanke von Gramberg:

Anmuth und Schaam.

Anmuth umroset und Schaam die Wang' und die Lippe des Mädchens;
Jene locket zum Kuß, diese verwehret ihn dir.
Nahst du dich kühn dem Sieg, o Glücklicher — siege bescheiden!
Ist verscheuchet die Schaam, fliehet die Schwester ihr nach.

Vier und vierzigster Brief.

Gedichte von Johann Gottfried Seume.

Der Verfasser äußert in der Vorrede den Zweifel, ob er, was diese Sammlung liefert, Gedichte nennen dürfe? das ist ein wenig zu bescheiden, aber freilich, wenn man unter Gedichte, regelmäßig angelegte und gefeilte Kunstwerke versteht, so sind die versificirten Aufsätze dieses Buches so wenig Gedichte, — als der Gesang der Nachtigallen und Lerchen Musik ist. Sie haben meistentheils nur grade so viel Kunst, als sie durchaus haben mußten, wenn sie überhaupt nicht aufhören sollten, Poesie ähnlich zu sehen. Die Versifikation ist oft unrichtig, noch öfterer rauh, der Reim unrein, der Ausdruck zuweilen unedel und gemein. Der Ideen-Gang ist nicht kunstmäßig ge-

ordnet, ja gewöhnlich wird dieselbe Idee, mit andern Worten, drei oder viermal hinter einander gesagt. Die Bilder scheinen nicht selten unpassend, oft unedel, weil sie fast nie befriedigend durchgeführt werden, — und doch, nach allen diesen Rügen bin ich gewiß, daß Sie, wenn Sie dies Buch einmal lasen, so bald nicht ermüden werden, es wieder und wieder zu lesen; — doch wird diese Sammlung noch geschätzt, geliebt werden, wenn alle unsere dichterischen Stutzer, unsere seichten poetischen Elegants, die Griese, Vermehren, rc. rc. rc. zu den Dingen gehören werden, deren einstiges Daseyn man nicht mehr ahnet. Warum? Seume ist, was jene Herren vergebens zu scheinen suchen, Dichter dem Geist und Gefühle nach, daher sind auch seine Gedichte, wozu die sorgfältigste Kunst die Produkte der Genannten nicht zu erheben vermochte: hinreißende Ausbrüche eines energischen wahren Gefühls. Eben weil das Gepräge durch das die Natur selbst Seumen zum Dichter berief, so bestimmter Art ist, mochte oder konnte er vielleicht von der Kunst wenig empfangen. Hätte er

einen Aristoteles oder Lessing zum Bildner gehabt, ich glaube nicht, daß er mehr geworden wäre, als er ist; — aber schwerlich auch weniger, wäre er unter einem ganz ungebildeten Volke gebohren worden. Er dichtet nicht, weil er auch ein Dichter seyn will, sondern weil das Gefühl ihn dazu drängt; aber weil er nur singt, was das Gefühl ihm eingiebt, vermag er nicht, zu feilen.

Die Kritik soll es nur mit dem Werke und der Kunst die sich in demselben zeigt, zu thun haben; der Künstler als Mensch liegt außer ihrem Gebiete. „Das ist eine heilige Regel: wie aber wenn der Künstler sich selbst gemalt hat? Dann müssen wir Apell schon hinter seinem Bilde hervorziehn, wenn wir anders dieses ganz kennen lernen sollen. Die vorzüglichsten unter Seumens Gedichten sind diejenigen, die durch irgend eine merkwürdige Situation in seinem Leben veranlaßt wurden: ohne diese zu kennen, verstehen wir jene nicht ganz.

Von seiner Kindheit an kämpfte er mit einem ungünstigen Schicksale, besiegte es nie, und ward nie von ihm besiegt. Er

trat in die Stelle, welche das Schicksal ihm anwies, und füllte sie, aber nie ward er Mann des Amtes, sondern das Amt wurde das Geschäft des Mannes, der seine Selbstständigkeit und seine unerschütterliche Liebe zum Recht und zur Wahrheit in jedes Verhältniß mitbrachte und sie unverändert erhielt, als er es verließ. Er selbst schildert uns die Geschichte seiner Jugend: (S. 151.)

Freund, du kennst mich, wie mir einst der Mangel
Meine besten Knabenjahre nahm,
Wie ich, gleich dem Fisch, der Angel
Und des Köders Lockung kaum entkam.

Segen ihm*), der da mit sanfter Stimme,
Wie ein Schutzgeist, mir die Hände gab:
Gehe, Knabe, jenen Berg erklimme!
Dieses ist der Weg! Hier ist ein Stab!

Aufwärts blickt' ich, klimmte fort und irrte;
Irrte weiter, und mein Stab zerbrach.
Seitwärts trug es mich und dumpfig schwirrte
Mir des Mitleids langes Echo nach.

*) Dem Grafen von Hohenthahl Krauthayn, der ihn auf der Universität unterstützte.

Stürme schlugen mich an fremde Küsten,
Wo mir Hunger oft zur Seite schlich.
Einsam gieng ich oft in Quebecks Wüsten,
Wo der Tod mir um den Schedel strich. —

So verblühte mir die Rosenjugend.
Außer mir der Elemente Sturm;
In mir Zweifel über Gott und Tugend,
Wie am Blumenstock ein giftger Wurm. —

Meinen Füßen drückten Sklaveneisen
Tiefe, blutig-wunde Zeichen ein,
Weil ichs wagte, Bande zu zerreißen,
Wagte Mensch und freier Mann zu seyn.

Sieh, ich b i n es, troz den schweren Ketten,
Die man einst um meinen Nacken wand! — u. s. w.

— Wenig Jahre, nachdem er aus Amerika und aus drückenden Verhältnissen im Auslande, ins Vaterland zurück gekehret war, rief er einem Freunde zu: (S. 13.)

Nimm meinen Kuß im Geist an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele liebgewann. — — —

Erinnre dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns, nach echter Urbewohner Sitte,
Mit Ungestüm in die berauchte Hütte,
Und brüderlich zu Tische nahm.

Erinnre dich, wie in des Nordlichts Gluten
Oft unsre kleine Barke durch die Fluten
Mit Zittern an das Ufer stieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen sangen,
Von Geistern, Harfen, Schlacht und Sieg! —

Jetzt sitz' ich, Freund, in meiner Jugend Haine,
Und schreibe dir auf einem alten Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort!
Zum zweiten Male greif' ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Nunmehr vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Hat Männer gnug für Aemter und Geschäfte

(Männer von Seumens Gehalt? Wahrlich
in glückliches Land!)

Und schenkt mir gerne meine Pflicht. —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Bald gellt vielleicht mit schwerem Eisen-
tone
Bellona von des Nordens rauher Zone
Auch mir noch einen Schlachtgesang,
Der jüngst vom Felsenfuß der Pyrenäen
Bis an des Samojeden Winterseen
In grellen Noten wiederklang.

Dann, Freund, wenn ich in dem beeisten
Norden
Vielleicht mit Scharen unbekannter Horden
In fremde, wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am Kaukasischen Gebirge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln
würge,
Vergiß des Busenbruders nie!

Doch Sie müssen es Selbst lesen, das ganze treffliche Lied, das Gemälde seiner Schicksale, seiner Aussichten und die Lehren, die er seinem Freunde zuruft. Die meisten haben einen dunkeln Anstrich von jener Melan-

cholie, die sich eines jeden denkenden Geistes zu bemächtigen pflegt, dessen Blick immer schärfer und schärfer wird, ohne daß das Schicksal seinem Herzen erlaubt, irgendwo einheimisch zu werden: — aber in jeder werden Sie auch den starken, festen Charakter erkennen.

Sei immer Mann und groß durch eigne
Kräfte,
Und nie laß andern Händen die Geschäfte,
Die du noch selbst zu thun vermagst. — .
Trau nicht dem Menschen! Dicker Firniß
decket
Die wahre Farbe, welche sich verstecket
Und in der Leidenschaft nur zeigt.
Verachte stolz den stolzen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leisen Ohren
Sich bis zum Gürtel schmeichelnd beugt. — —

Durchwandle froh mit deinem Freund die
Auen;
Nur wag' es nicht, auf ihn dein Glück zu
bauen:
Wer ist der Mensch, für den du bürgst? — —
Flieh vor dem Weibe, Freund; in ihren
Netzen
Ist erst Berauschung und sodann Entsetzen u. s. w.

Verzeihen Sie ihm diese Stimmung! Ein Paar folgende Gedichte, Rückerinnerung," und „Ein Lied im gewöhnlichen Tone", werden ihn rechtfertigen. — Er ging nach Rußland, und in Russischem Dienste nach Warschau. Seine Begebenheiten gehören nicht hierher, aber wohl die Art wie die Scenen, von denen er Zeuge war, auf sein Gefühl wirkten. Einst wohnte er einem jener Feste bei, durch welche man — der Nation ihre Selbstständigkeit abkaufte. Indeß alles sich im Taumel des Genusses fortdrehte, schlich unser philosophische Dichter in ein Nebengemach und entwarf ein Gemälde, — eins der finstersten und wahresten, das unsere Sprache aufzuweisen hat. Hier nur einige Züge aus demselben. (S. 83.)

Weinet unserm göttlichem Geschlechte
Eine Thräne bei dem Trauerstück:
Seht, man gräbt das Grab der Menschenrechte;
Und wer ruft Gestorbene zurück!

Dort verzehren muftische Magnaten
Ihres Landes Fett in Schwelgerei;
Und der Pflüger, stets der Kern der Staaten,
Jammert bei der ihm gelaßnen Spreu.

Und

Und die edlen Menschenmäkler zählen
In des Mammons großem Rechnungsbuch
Ihre Schätze nur nach Menschenseelen *)
Und ihr Seegen ist der Knechte Fluch.

Mit umglühter, heißer Stirne frohnen
Unter der Despoten Eisenstab
Ganze große, schöne Nationen
Von der Kummerwiege bis ans Grab.

Freiheit ist ein Wort für ihre Ohren;
Der Gedanke wäre Hochverrath;
Weil zum Troß der Sklaverei gebohren,
Unsinn ihren Geist gefesselt hat.

— — — — — —
— — — — — —

Wenn Banditen uns mit Dolchen morden
Bleicht man ihren Schädel auf dem Holz;
Aber wenn der Nationen Horden
Völker würgten, sind die Helden stolz. *)

Wenn der Mann dem Manne der ihm glaubet
Seinen Seckel stiehlet, ists Betrug;
Aber Herrschsucht, die Provinzen raubet
Nennt der Staatskunst hohe Schule klug.

*) Eine in Rußland gebräuchliche Art der Güterschätzung

*) So hieß der ältere Abdruck; hier ist die Strophe anders und schwächer.

Durch der Politiker schiefe Brille
Ist Moralität ein Possenspiel,
Und Gerechtigkeit nur eine Grille
Die in Philosophenschedel fiel u. s. w.

— Er war Zeuge, nicht thätiger, von dem Sturme, durch den Praga genommen wurde, und rief dabei mit empörter Seele (S. 57.)

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott dessen Hauch das Weltall füllet
An dessen Kleid die Sonnen funkelnd stehn;
Auf dessen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd sich in Sphären drehn!

Laß mich nicht, wenn Hiänenhorden
Provinzen zur Verwüstung morden
Und jubelnd über Menschentrümmern gehn,
Laß mich nicht unter Menschenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln
Wenn Höllengeister mich umwehn.

Er kannte den König Stanislaus persönlich, und hält ihm eine Leichenrede (S. 215.) aus der ich ein paar Strophen hersetzen will

Der König starb, verkündiget im Fluge
Das tausendzüngige Gerücht.

Das Monstrum nährt sich oft nur vom Betruge.
Verkündigt das Gerücht mit Fuge,
Der König starb? Es ist Gedicht!
Wie konnt' er das? Der König lebte nicht. —

Er war so schön, und drehte Antithesen;
Sein Leben war nur Zeitvertreib.
Es mögen die Gardinenrichter lesen,
Ob er bei Weibern Mann gewesen;
Bei Männern war er immer Weib.
Nun setze dich, Geschichte, hin und schreib!

Schreib, was er that! Er weinte wie ein Knabe
Und sollte handeln wie ein Mann.
Der Adler ward des alten Reiches Rabe
Und sang die Nation zu Grabe
Die noch, im Kampf, auf Rettung sann:
So viel hat er durch Nichts gethan. u. s. w.

Hab' ich Ihnen genug angeführt, um Sie nach der Bekanntschaft mit diesem so ernst gefühlvollen, so edel mit der Verderbtheit grollenden Dichter begierig zu machen? Sie werden ihn lieb, sehr lieb gewinnen, wenn sie den biedern Handschlag sehn, den er einigen seiner Freunde bringt, wenn sie ihn an dem Grabe seines Vaters in weicher Empfindung klagen hören, wenn sie das ein-

fach- schöne Morgen- und Abendlied lesen, das er für den frommen Sinn seiner guten Mutter sang, ohne der hellen Vernunft untreu zu werden. Sein Gutachten über den Umgang mit Menschen, sein lezter Rath an einen von ihm scheidenden Freund, werden Sie in Bedauern versenken, daß ein Mann von Seumens Geist und Herzen die Menschen so oft nur von der dunkeln Seite zu sehen gezwungen war, und daß ihm so frühe alle die schönen Täuschungen zerfloßen, die allein das Leben — erträglich machen. Seine Betrachtungen an seinem Geburtstage, das Gemälde seines Gefühls, als auch ihn einst die Liebe beschlich, sein Lobgedicht auf weibliche Unschuld, das muthige Strafgedicht, in welchem er am Ende der Sammlung, gegen eine Bedrückung seines Vaterlandes zürnt, die der menschenfreundliche Regent desselben gewiß nicht in ihrer wahren Gestalt kennen lernte, — doch Sie müssen das Alles Selbst lesen. Nur zum Beweise, daß er auch in den frohern Gedichten seiner philosophischen, edeln Sinnesart treu bleibt, setze ich Ihnen den Schluß eines Trinkliedes her

Es werde Licht! und weh dem Mann
Der dieses Licht zu löschen wagt;
Und wehe dem, der schwärmend zum Vulkan
Den Funken, der zum Glücke tagt
In des Verderbens Flamme jagt!
Auf Brüder, trinkt den heilgen Wein
Trinkt ihn zum Bund der Wahrheit hier!
Wir ehren Gott, wenn wir uns menschlich
freun.
Die Menschheit ruft, wir leben ihr;
Und wenn sie fordert, sterben wir.
Die Hände, Brüder! Brüder trinkt
Der edlen Traube Feuergeist!
Zurück von hier! fort, wem, wenn Tugend
winkt
Das Blut nicht schnell zum Herzen kreis't
Nicht schnell die Faust zum Schwerdte reißt!

— Außer Seumens eignen Gedichten, werden Sie ein Paar sehr gut gelungene Uebersetzungen aus dem Englischen finden. Sie sind correkter als jene, indeß wiederhole ich es Ihnen: Seume dichtet, wie die Nachtigall singt, oft bezaubernd, aber ohne Takt zu halten.

Fünf und vierzigster Brief.

Herr Lorenz Stark, ein Charakter-Gemälde von Engel.

Wenn ein Kunstwerk, das mit reifer Einsicht entworfen, und mit fester, kraftvoller Hand ausgeführt wurde, nun endlich aufgestellt wird: nichts ist unterhaltender, als dann die Schaar der Theetisch-Aesthetikerinnen und Aesthetiker nach einander herbeitrippeln, äugeln, blinzeln und ihr leichtes Köpfchen schütteln zu sehn, indeß sie ihre Aussprüche in zierlichen Epigrammen mit bleierner Spitze, oder in kräftig-tönenden Sentenzen hinwirft, das Werk zu beurtheilen glaubt, und immer nur sich selbst zur Schau stellt. Statt es nach seiner Bestimmung zu würdigen, macht sie es wie jener Bierfiedler zu Paris, der Glucks Iphigenia für leer erk. te, weil sie keine Arie enthielt, die er in se.nen Pfen-

nig-Schenken nachgeigen konnte. Sie geht von dem unerschütterlichen Grundsatze aus, jedes Kunstwerk müsse ganz eigentlich für sie gemacht seyn, und findet es elend, so bald es nicht sie und ihre Natur wie ein Spiegel zurück- — wie soll ich sagen? — zurück-blinkt. Ob der Meister bei der Arbeit daran denken konnte, daß es — Mükken gebe, fällt ihr nicht ein. Sie, die summende Bagatelle, fühlt, daß sie das Edelste, der Zweck des Weltalls sey: also ist es schon Todsünde, nicht an sie allein zu denken, sie allein darzustellen.

„Finden Sie nicht, sagte jemand zu einer Dame, daß Lorenz Stark mit einer außerordentlichen Wahrheit geschrieben ist. Ja wohl, erwiederte sie mit einem spöttischen Nasenrümpfen, nur zu wahr, zu natürlich! —" Kann das irgend ein Werk seyn? wollte ich fragen, aber ich sah sie an und — schwieg. Gestern hatte sie schwarzes Haar zu einem weißen, heute gelbes zu einem dunkeln Kleide, und auf ihren welken, vierzigjährigen Wangen blüht täglich ein neuer Jugendteint auf. Es läßt sich begreifen, daß einer Richterei, die selbst ein solches Kunst-

werk ist, „wahr" und „häßlich", „natürlich" und „gemein" gleichbedeutende Worte seyn müssen.

„Gestehen Sie, sagte eine andre, der alte Stark, er mag so meisterhaft dargestellt seyn, als Sie wollen, ist ein zu widerlicher Charakter, um sich zu dem Helden eines Romans zu schicken. Wie kann man sich für einen so störrischen, eckigen Alten interessiren!" — Es war ein siebzehnjähriges Närrchen, das vor einigen Monaten, bloß um sich von allen jungfräulichen Rücksichten zu befreien, geheirathet hatte, und zwar einen schon ziemlich abgängigen, süßlichen Dichterling, der ein ganz artiges Hausthier abgiebt, und das Pfötchen reicht oder bei Seite geht, so bald man es ihm befiehlt." Freilich, Madame, zum Träger Ihrer Launen, Ihres Handkörbchens, oder was Ihnen sonst aufzulegen beliebt, schickt sich ein Lorenz Stark nicht. Er ist ein Mann, ein wahrer Mann, und der ist immer ein sehr unbequemer Geselle, für jede Frau, die nur zahme und artig dressirte Gecken zu besiegen versteht! — so dachte ich, aber ich hütete mich wohl, es

zu sagen. Ich antwortete ihr nur mit einem Complimente über die schönen Zähne, die sie im Urtheilen gezeigt hatte.

„Je nun, sagte eine Dritte, tadeln läßt sich das Buch nicht. Es ist rein, — rein wie die Luft: man greift durch und hält nichts.“ Ich brauche es wohl kaum hinzuzusetzen, daß die zierliche Floskel ohne Sinn, aus dem Munde einer von jenen abgestandnen Coquetten kam, welche mit der Aesthetik und der Philosophie liebäugeln, weil keine Liebhaber mehr da sind, mit denen sie es thun könnten, und die, um die Blöße ihres Geistes mit einer Phrasenwulst, wie die ihrer Scheitel, mit einer Haarwulst, decken zu können, die Schriften der berühmten wortkräuselnden Clique eifrig studiren.

Noch drolliger als die Aussprüche dieser Damen, fielen die der verunglückten Schriftsteller aus. Die spinosistische Schaumcikade, deren Speichel zu so krausen Predigten und Monologen geronnen ist, fand Engels Schreibart zu platt und flach; ein romantischer Pinsel nannte die Darstellung der Begebenheiten zu prosaisch; ein abentheuerlicher Schwänkemacher vermißte Handlung

in dem Buche: kurz, jeder tadelte, nur mit verdeckenden Wendungen, daß Engel nicht schriebe wie Er! —

Käme es nur darauf an, Ihnen eine recht vortheilhafte Idee von dem Buche zu geben, so brauchte ich wohl den Tadel dieser Menschen nichts mehr beizufügen: aber Sie erwarten eine Auseinandersetzung der Vorzüge, die ihm die Ehre erwarben, der verschrobenen Menge zu misfallen? — Zu erst ein Paar Worte, über die Gattung zu der es gehört, dann wollen wir seinen individuellen Zweck, und dann die Art wie dieser erreicht wurde, untersuchen.

Engel hat es ein Charaktergemälde genannt. Das ist es nicht. Es schildert seine Helden nicht, sondern es läßt sie handeln; es stellt nicht einen Moment dar sondern es erzählt eine Begebenheit, die ihre Verwickelungen und ihre Auflösung hat: wie kann es also ein Gemälde seyn? Es ist ein Roman, und zwar in Rücksicht auf Plan, Wahrheit und Haltung, einer der vollkommensten, den die deutsche Sprache besizt.

„Ein Roman!" hör' ich von allen Sei-

ten misbilligend rufen. Engels Freunde schütteln den Kopf, weil sie das Werk durch diese Benennung herabgesezt glauben; — andere, weil sie die Phantasie-Gemälde, die Empfindeleien oder die Abentheuer darin vermissen, die nach ihrer Meinung das Wesentliche des Romans ausmachen. — „So ists aber, meine Herren; das Werk ist ein Roman! Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, was ein Roman eigentlich sei, oder, mich bescheidner auszudrücken, was ich darunter verstehe.

Ich werde nicht, um diesen Begrif fest zu setzen, bis zu den Erfindern jener Dichtungsart, unter den Provencalen und Spaniern, hinaufsteigen. Die **Gattungen** der Geisteswerke veredeln sich mit den Nationen, bei denen man sie ausbreitet, und ich sehe nicht, warum man — zum Beispiel die Natur des Apfels eher nach der herben, ungenießbaren Frucht des Waldes, als nach der veredelten, balsamischen des Kunstgartens bestimmen soll. Eben so wenig werd' ich eine jener vielen Definitionen anführen, die man schon vom Roman gegeben hat, theils, weil die Autoritäten nur Verwirrung ver-

anlassen, theils, weil ich nicht streiten mag. Ich will Ihnen das Resultat meiner Untersuchungen geben. Prüfen Sie, berichtigen, tadeln, verhöhnen Sie sie, meine Herren! Ich schreibe sie hin, und sie wird stehen bleiben, wenn sie kann.

Jede Erzählung, deren Fabel in einer poetischen Welt spielt, sie sei so prosaisch erzählt als sie wolle, ist ein Gedicht. Sind die handelnden Personen gewöhnliche Menschen, die aber unter der Einwirkung übernatürlicher Wesen stehn, so ist es — ein Mährchen. — Sind die handelnden Menschen nach einem vergrößerten Maaßstabe geschildert, so daß sie zwar nur natürliche Kräfte, aber in einem in der wirklichen Welt nicht vorhandenen Grade zeigen, so ist die Erzählung ein Heldengedicht, sollten auch keine Götter oder Zauberer darin geschäftig seyn.

Im Gegensatz scheint mir jede erzählende (epische) Dichtung, deren Handlung in der wirklichen Welt spielt, sie sei so poetisch vorgetragen, als sie wolle, ein Roman, — Hermann und Dorothea so gut, als das Leben des Till Eulenspiegel.

Ist der Hauptgegenstand dieser Erzählung aus der wirklichen Welt, die Schilderung einer Leidenschaft oder anziehender Situationen, also die Beschäftigung des Gefühls und der Phantasie, so ist der Roman — romantisch. Unter den Händen eines Stümpers pflegt ein solcher phantastisch-empfindelnd, und eigentlich pinselnd (schlecht malend) zu werden.

Hat der Verfasser vorzüglich durch eine verwickelte Handlung durch eine Folge überraschender Vorgänge unterhalten wollen, so ist sein Werk ein Intriguen-Roman, — aus dem sehr leicht ein abentheuerlicher werden kann.

Bestand die Aufgabe, die der Verfasser sich machte, in der Darstellung gewisser Charaktere, in der Entwickelung, wie diese sich bilden, fortschreiten, sich umwandeln, — so hat er einen Charakter-Roman geliefert*).

*) Von den philosophischen, politischen, historischen und Künstler-Romanen spreche ich hier nicht. Sie scheinen mir Ausartungen, die aus einer fehlerhaften Vermischung des wissenschaftlichen mit dem poetischen entstehen.

Welches die beste dieser Gattungen sey? Ich glaube die letzte, da sie die edelste Seelenkraft, den Verstand, beschäftigt; die zweite scheint mir die schlechteste, da sie es vorzüglich mit der Neugier, und allenfalls mit dem Witze zu thun hat. Ein Roman aber, der alles leistete was in dem Ideal dieser Dichtungsart liegt, müßte eine streng zusammenhängende Fabel aus der wirklichen Welt so aufstellen, daß aus den Eigenthümlichkeiten der richtig geschilderten Charaktere selbst anziehende Verwickelungen hervorgiengen, und diese Verwickelungen wiederum zur nähern Entfaltung der Charaktere dienten, und Situationen herbeiführten, die Gefühl und Phantasie beschäftigten. Mit andern Worten: ein guter Roman muß jede Seelenkraft, auf die er berechnet werden kann, in eine angenehme Thätigkeit setzen.

— „Das ist eine schwere Aufgabe!" rufen Sie vielleicht aus. Auch besitzen die kultivirtesten Sprachen nur wenig Romane, in denen sie gelöst ist. Lorenz Stark ist einer dieser wenigen, wie Ihnen seine detaillirte Würdigung beweisen wird.

(Die Fortsetzung im folgenden Hefte.)

Bitte
an den Herrn Redakteur der Leipziger Fama.

Die Jungemagd, die Sie Ihre Fama zu nennen belieben, bläst oder wimmert vielmehr auf einem so durchaus geborstenen Kinder-Trompetchen: kein Wunder, daß sich der Ton derselben langsam fortpflanzt, und ich erst im Julius erfahren habe, was Sie, ich glaube, im April über das Novemberheft dieser Briefe zu urtheilen für gut fanden. Verantworten mag ich mich nicht, da Sie aber gewiß die menschenfreundliche Absicht haben, mich zu bessern, so gestatten Sie mir eine Bitte.

Ihre ästhetischen **Urtheile** gleichen dem köstlichen Gerichte aus ungesalzner Milch und — Luft, das man in einigen Gegenden Schwermuß nennt. Schüssel und Löffel füllt es vortrefflich, aber Mund und Magen merken nicht, daß sie etwas empfangen, und langt man nicht bald zu, so

— ist das Schaugericht von selbst verschwunden. Wenn Sie also künftig über mich ein Urtheil fällen: schicken Sie mir das Solide an demselben, nehmlich das Blatt, worauf es gedruckt ist, sogleich zu. Ich will das Porto gerne tragen, um nicht Ihren Ausspruch in dem Makulatur-Laden suchen zu müssen.

G. M.

Durch meine Abwesenheit vom Druckorte und die Undeutlichkeit meiner Handschrift sind in dem vorigen Hefte folgende Druckfehler stehen geblieben:

S. 666. Z. 6. steht: M—mann für N——mann.
— 668. Z. 6. — steht, für sehn.
— 671. Z. 14. — vom für am.
— 674. Z. 9. — hindert für findet.
— 678. Z. 17. — genommen für genau an.
— 690. Z. 6. — Wege für Wegen.
— 704. Z. 15. — Poesie für Poesieen.
— 713. muß die zweite Anmerkung wegbleiben.
— 717. sollten die 5te und 6te, die 10te und 11te Zeile getrennt seyn.
— 719. in der letzten Zeile steht Richterei für Richterin.
— 727. Z. 19. steht Schwermuß für Schneemuß.
— — Z. 22. — laugt für langt.

Sechs und vierzigster Brief.

Sind Sie in Leipzig gewesen, meine Freundin? O reisen Sie ja hin! Es ist der Sitz der feinen Lebensart, der Humanität, aller geselligen Tugenden. Selbst die Zeitungsschreiber sind voll zuvorkommender Gefällig-

keit. Sie erinnern sich des Erlanger Zeitungsschreibers, der im siebenjährigen, und des Süddeutschen, der im letzten Kriege gezwungen werden mußte, einen Empfangsschein über die wohlverdiente Züchtigung, die er erhalten hatte, auszustellen. Ein Leipziger Gazettier hätte so etwas von selbst gethan. Der Herr Redakteur der Zeitung für die elegante Welt wenigstens hat die gütige Aufmerksamkeit für mich gehabt, meine Zurechtweisungen im zehnten Hefte so schnell als möglich zu acceptiren, und mir durch eine seynsollende Erwiederung zu bezeugen, er fühle sein Unrecht. Zur Belohnung erlauben Sie mir, dem wackern Manne einen Theil dieses Briefes zu schenken, besonders, da das, was ich ihm zu sagen habe, für eine fortgesetzte Critik der eleganten Zeitung gelten kann. Ich verspreche Ihnen dafür, Sie mit allem dem, was die Erlanger Lit. Zeitung, die Leipziger Fama und einige andere ähnliche Blätter über mich vorbringen mögen, nie zu behelligen, und ertheile diesen hiermit die Erlaubniß, von mir alles Böse zu sagen, das sie ersinnen können.

Herzlich wohlgemeinte Rathschläge an den Hrn. Redakteur der Zeitung für die elegante Welt.

Is Sporus angry? I excuse him too!
Well may he rage: I gave him but his due *).

Pope.

Liebwerthester Herr Redakteur!

Wer schlägt, will treffen, und je heftiger das Geschrei des Getroffenen ist, um desto zuversichtlicher darf man hoffen, daß die beabsichtigte Wirkung werde erreicht werden. Sie haben meine Recension Ihrer Zeitung mit einer Recension meiner Briefe über Hamburg und Lübeck erwiedert, die von Anfang bis zu Ende die heftigste Wut athmet. Vortreflich! Ich schließe daraus, daß Sie die Wahrheit meiner Rügen fühl-

*) Zürnt Sporus? Ich entschuldige ihn. Er hat Ursache zu wüten: ich behandelte ihn nur nach Verdienst.

ten, Sich also künftig hüten werden, injuriirende Klätschereien, Zoten und hämische Urtheile aufzunehmen. Ihre Gelehrigkeit verdient, daß ich meine Hand nicht von Ihnen abziehe. Ich verspreche Ihnen daher, daß ich gerne fortfahren will, Ihnen von Zeit zu Zeit ähnliche Weisungen zukommen zu laßen; ja, ich will noch heute eine solche Fortsetzung geben. Diesmal sei der Gegenstand, jene Recension selbst, in der Sie leider einige wichtige Verstöße gegen die Lebensklugheit gemacht, und sehr große Blößen gegeben haben. Fürchten Sie nicht, daß ich diese boshaft benutzen werde. Nein, Pope hat mich gelehrt, daß man „keinen Molkendieb rädern müße." Also nur aufzählen will ich Ihre Versehen.

1. Sie nehmen in dieser Recension, einen äußerst hochfahrenden, vornehmen Ton an. Wie? Kennen Sie nicht die Fabel von dem Müllerthiere, das eine Löwenhaut umgethan hatte? Es war verrathen, so bald es zu brüllen versuchte. So lange Sie, liebwerthester Herr, Ihren Lesern bloß als Redakteur von ein Paar Zeitungen erscheinen, in denen dann und wann ein ganz artiger

Aufsatz steht, hält man Sie unbesehen für einen Mann von einigem Geiste, geben Sie Sich aber die Mine der Superiorität, es sey gegen wen es wolle, so frägt jeder: „Wer ist denn dieser majestätische Richter? — „Wer ist er?" heißt bei einem Schriftsteller: Was hat er geschrieben? Fragen Ihre Leser so: im Publikum wüßte wahrscheinlich niemand zu antworten. Nur der allgemeine Catalog und H. Hofrath Meusel können es, und was führen diese bei Ihrem Namen an?

Bemerkungen über deutsche Schulen 1786.
Freimüthige Gedanken über die Gottesverehrungen der Protestanten.
Wanderungen durch die Schweiz.
Gedanken zur Einführung eines neuen Gesangbuchs.
Etwas über die Gefahren religiöser Schwärmerei.
Versuch einer Darstellung der theologischen Principien.
Der neue Origines.
Carl Pilgers Roman seines Lebens *).

*) Zur Charakterisirung dieser lahmen Nachahmung des „Anton Reiser von Moritz" reicht ihr Schluß hin. Der Verfasser kündigt in

Also lauter Armseligkeiten, die nie bemerkt oder doch vergessen wurden, ehe eine neue Messe da war. Was, meinen Sie wohl, würden Ihre Leser dann zu Ihrem ungebärdigen Hochmuth denken? Sie würden ihn verlachen. Bescheiden also, liebwerther Herr, treten Sie ja bescheiden auf, damit man Ihr Verdienst nicht sichte, und Ihre Mitarbeiter und Leser sich Ihrer nicht schämen.

2. Enthalten Sie Sich so viel möglich, der Lobsprüche auf Ihren theuren Herrn Schwager, J. P. F. Richter und die Clique, als deren devotesten Schleppenträger man Sie einmal kennt. Die Sachen dieser Herren stehen jetzt so, daß ziemlich je-

demselben eine Fortsetzung an und sagt: „Dem Kosmopoliten (Pilger,) gebührt, wie jeder eingestehen wird, ein Ehrenkleid, und also" werde die Verlagshandlung zu dieser Fortsetzung „anständigeres Papier" besorgen: „so nach hoffe er, daß ihm der Genius des Sokrates bei der Darstellung des Kosmopoliten treu fleißig beistehen solle." Der Genius scheint aber der Handlung gewogener gewesen zu seyn, als ihm, und ihr gesagt zu haben, was sie nicht thun solle. Die Fortsetzung ist, so viel ich weiß, nie erschienen. — Ex ungue Simiolam Aus Einem Nagel — den Elegant.

dermann weiß, woran man mit ihnen ist, und Vertheidiger Ihrer Art sich eher lächerlich machen, als jene aufrecht erhalten werden. Wenn der Verf. von Carl Pilger sagt, daß die Genoveva ein großes Kunstwerk sey — O, stille, lieber Herr! — Wollen Sie aber durchaus loben, so thun Sie es so, daß Sie nicht dadurch beleidigen. Sie setzen an einem Orte folgende Namen zusammen: Göthe, Fichte, Schiller, Jean Paul, die Gebrüdere Schlegel und Tieck. Die lebhafteste Rüge, die ich mir gegen Göthens und Schillers Werke, oder gegen Herrn Richter erlaubte, kann sie unmöglich halb so sehr beleidigen, als diese Zusammenstellung. Wie? zwei der größesten Dichter, die Europa besitzt, und den genialischen Richter neben Leuten dieser Art! Mir fällt dabei eine Capuciner-Predigt ein, die so anhub: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, die Wandlaus und den Frosch. — Schade indeß, daß Sie Ihren eigenen werthen Namen wegließen, da doch — die Aepfel einmal schwammen.

3. Wenn Sie ein Buch beurtheilen wollen, so suchen Sie, so gut Sie können, zu

verstehen, wovon in demselben die Rede ist, — und sollten Sie Selbst es nicht herausbringen, so lassen Sie Sich's von jemand sagen. Bei meinen Briefen wenigstens haben Sie diese Vorsicht nicht gehabt. Das Buch enthält eine kurze Geschichte und eine Schilderung der beiden Hansastädte. Ist jene wahr und gut erzählt? Ist diese treu und lebhaft? — Darauf lassen Sie Sich nicht ein. Wie gewisse Thiere über die blühende Wiese unachtsam hinlaufen, um sich am Rande derselben ein Paar Disteln zu pflücken, sehen Sie in dem ganzen Buche nichts, als einige zu lebhafte Ausdrücke und einige nicht gefeilte Stellen, die mit dem Zwecke des Buches nichts zu thun haben. Ei, ei!

4. Glauben Sie etwas rügen zu müssen, so brauchen sie folgende Vorsichtsmaaßregeln dabei:

Einmal: rügen Sie keinen Fehler, den Sie Selbst zu begehen pflegen. Sie beschuldigen mich indecenter Ausdrücke, und nennen mich schaamlos. Fiel Ihnen denn dabei gar nicht ein, daß man sich der Zoten erinnern würde, die ich Ihnen in Ih-

rer Zeitung nachgewiesen hatte? Ahneten Sie gar nicht, daß eine Sittenschilderung nicht lebhaft genug seyn könnte, daß man dieser daher leicht etwas verzeiht, was in einer Zeitung für die elegante Welt unverzeihliche Todsünde ist? Wie, wenn man gar darauf fiele, das, was ich an Ihnen rügte, mit dem, was Sie an mir tadelten, zu vergleichen? Daß man das ja nicht thue! Man würde finden, daß meine lebhaftesten Ausdrücke Aeußerungen des Unwillens waren, daß Sie aber mit Zoten witzelten und gefallen wollten.

Zweitens, tadeln Sie ja nichts, was Sie nicht verstanden haben. Sie führen folgende Stelle an: „Tricolor ist der Faden, den die Parce uns spinnt. Das Silbergrau der Gleichgültigkeit ist seine Grundfarbe; aber indem er entsteht, sprengt die Freude ihr helles Roth darauf, und der Gram sein nächtlich-dunkles Blau. Oft auch fließen die Farben zusammen, und bilden das Violet der sanften Empfindung, oder das schillernde Ungewiß der Leidenschaft," — und meinen, ich habe damit nichts sagen wollen, „als im Herbst in Ham-

burg zu leben, sey etwas Trauriges." — Lichtenberg fragte einmal: Wenn ein Buch und ein Kopf zusammen stoßen, und es klingt hohl: ist es immer das Buch, was leer ist?

Drittens, erlauben Sie Sich, Ihre Galle siede wie sie wolle, ja keine Unwahrheiten und Verdrehungen; denn das macht Sie verächtlich. Eine offenbare Unwahrheit aber ist es, wenn Sie mich beschuldigen, S. 237 von dem Hausherrn und der Jungemagd gesprochen zu haben. Die ganze Schilderung ist aus einem mit Recht sehr geschätztem Buche des Herrn von Heß abgeschrieben. Ich führe das Werk an: wie konnten Sie also, — fi! Thun Sie das ja nicht wieder. — Eine Verdrehung ist es, wenn Sie aus der Behauptung, sehr alte Menschen und Dinge, — es versteht sich, die sonst nichts als alt sind — flößten keine Ehrfurcht ein, folgern, „die majestätischen Werke der Baukunst der Egyptier, der Griechen und Römer, und die himmelanstrebenden gothischen Werke erschienen mir lächerlich, und seyen mir höchstens ungeheure, dunkle, fürchterliche Höhlen,

die Schauder einflößen." Ich will Ihnen die Stelle, da Sie Sich vermuthlich kein eigenes Exemplar meiner Briefe angeschafft haben, hersetzen. Sie heißt:

„Hamburg hat, glaube ich, zwanzig Kirchen; nur einige davon sind neu und geschmackvoll, vorzüglich (ist es) die Michaelis-Kirche. Die übrigen zeigen deutlich, daß es die zehnte oder funfzehnte Generation vor uns war, die sie ihren Urenkeln aufthürmte: es sind ungeheure, dunkle, fürchterliche Hölen, die Schaudern einflößen."

Wo steht hier ein Wort von den Egyptern, Griechen und Römern? Ich rede von den alten Hamburgischen Kirchen, und von nichts weiter. Finden Sie diese aber schön, so verdienen Sie in eine derselben eingesperrt zu werden, bis Sie eine recht bündige Definition von architektonischer Schönheit ersonnen haben, — oder zur Eule geworden sind. — Aufrichtig, liebwerthester Herr, geben Sie Sich nicht mit Verdrehungen ab. Ich will nicht sagen, daß Ihnen die nöthige Bosheit dazu fehle: aber es gehört auch Verstand und Witz dazu, wenn man sie durchführen will.

5. Schreiben Sie ums Himmelswillen nichts hin, wobei Sie nichts denken. Nicht jedermann ist so glücklich wie die Hauptglieder der berühmten Clique, daß ihre Anbeter an den sinnlosesten Wortreihen so lange nagen, bis es ihnen glückt, einen Sinn — hinein zu finden. Vorzüglich entlehnen Sie keine Phrasen, die Sie nicht verstanden haben. Das haben Sie leider gleich im Anfange Ihrer Schreiberei gethan. Sie sagen: „Wo jemand auch sei, wohin er reise und was er treibe, Er selbst bleibt nirgend zurück." Das, liebwerthester Herr Redakteur, heißt nichts, gar nichts. Der Gedanke den Sie da stehlen wollten, ist bekannt genug, aber ihre werthen Hände haben ihn zum plattesten Unsinn zerdrückt. Wie kann man wo seyn und zugleich zurückbleiben? Wie kann man etwas treiben, und zurückbleiben? — Ich übergehe unzählige ähnliche Verstöße und begnüge mich, Ihre Herrlichkeit gleich am andern Zipfel zu fassen. Der letzte Absatz ihrer Recension fängt so an:

„Also auch das Alter im Menschen ist ihm lächerlich? Welche Versündigung an

das Verdienst und die Tugend, dieses von den Ansprüchen auf unsre Empfindung der Ehrfurcht aus zu schließen!"

Was dachten Sie dabei? Ist das Alter, Verdienst und Tugend? Oder ist Verdienst und Tugend immer alt? Nein, Sie dachten Nichts! – Geschwind Ihre Schreibtafel her! Zeichnen Sie Sich folgende Regel auf, die Sie gelegentlich auch den meisten Ihrer übrigen Gönner empfehlen können, die Regel:

„Erst den Gedanken, dann die Phrase!"

6. Den wichtigsten Rath habe ich Ihnen bis zulezt aufgespart. Er ist der wichtigste, weil er Ihnen die vielleicht zu schwierige Befolgung der erstern unnöthig macht. Nicht wahr, es liegt Ihnen doch vor allen Dingen daran, daß Ihre Zeitung gehe? Nicht wahr, Sie möchten ihr gern die höchste Vollkommenheit geben? — Wenigstens ist es Ihnen sehr leicht, ihr eine unendliche Menge von Flecken und Fehlern zu ersparen, wenn Sie Sich entschließen wollten, — aller eignen Mitarbeit daran zu entsagen. Thun Sie das, thun

Sie das ja, Herr Redakteur! Begnügen Sie Sich mit dem Vertriebe von Armseligkeiten, fabriciren Sie aber Selbst keine mehr! Ihre Leser werden nichts dawider einzuwenden haben, denn auch dem Genügsamsten ist es keine angenehme Empfindung, fast in jedem Blatte von — Heu auf Stroh zu gerathen.

Ihr

ergebenster

G. Merkel.

— Der Todtengräber. Ein Gegenstück zur Urne im einsamen Thale, von demselben Verfasser.

Ist der Verfasser dieses Buches ein Jüngling, so wünsche ich dem belletristischen Publikum zu diesem neuen Dichter Glück. Ist er ein reifer Mann, so rathe ich ihm, die Feder wegzulegen. Warum? Er verspricht, viel zu werden, aber er ist sehr wenig. Er besitzt die Talente der Jugend, glühende Phantasie, lebendige Dar-

stellung; doch die Gaben des reifern Alters fehlen ihm: Bestimmtheit des Geistes, sicheres Auge und feste Hand.

Er sagt in der Vorrede, er wolle „den Lebenslauf eines Menschen erzählen, der „aus der dürftigen Hütte seines Vaters zu „schnell in eine höhere Sphäre getrieben; „selbst bei der mühsamsten, fleißigsten Ausbildung der seltsamsten (seltensten) Naturgaben ein Sonderling blieb, bis, schärfer an den Menschen gerieben, er endlich „von beiden Extremen, an welchen Menschen seiner Art gewöhnlich anstoßen, mit „blutendem Herzen abprellte, und die bequeme Mittelstraße des Lebens an der „Hand der Erfahrung wandeln lernte."

Uebersetzt man diesen etwas sehr preciösen Perioden in einfachere Phrasen, so scheint es, der Verfasser habe sich die Aufgabe gemacht, zu schildern, wie ein talentvoller Jüngling, der sich sebst bildete, und daher Sonderbarkeiten annahm, durch Erfahrung bewogen wurde, sie abzulegen. Die Aufgabe ist schön; aber wenn Sie nun eine Auseinandersetzung der Gestalt erwarten, in welcher ein außerordentlicher Mensch die

Dinge sieht, und was er bei ihnen empfindet; eine Schilderung, wie seine Phantasie allmählig erlischt, seine Empfindungen herabgestimmt, seine Täuschungen zerstört werden, so irren Sie Sich. Weit entfernt, daß der Verfasser diese Umwandlungen schildern sollte, ist es ihm nicht einmal gelungen, Sonderbarkeiten in den aufgestellten Charakter hinein zu legen. Es ist wahr, sein Held hat seltsame Schicksale: er ist Todtengräber, dann Soldat, dann Lakai, dann Gesandschaftssekretär, dann, ich weiß selbst nicht, was alles; aber in allen diesen Lagen zeigt er nichts Auszeichnendes, als etwa die Vorsicht, mit seinen Geliebten, auch bey der innigsten Hingebung derselben, nur zu platonisiren. Ihm gegenüber steht ein Mädchen, das unaufhörlich aus den Armen eines Lüstlings in die eines andern übergeht, und gleichwohl immer ihre Seelenunschuld bewahrt, das heißt — keinen Geschmack an der Wollust findet. Beide Erscheinungen sind nicht unmöglich, so gar nicht selten: — aber einer weitläuftigen psychologischen Entwickelung weder fähig, noch — werth.

Eben so unsicher, wie in der Wahl und

Zeichnung

Zeichnung seiner Charakter, zeigt sich der Verfasser in den einzelnen Schilderungen. Immer schwebt ihm eine gute Idee vor und immer verzeichnet er sie zur Carrikatur. Ich schlage das Buch auf und setze Ihnen die erste Stelle her, die mir vorkommt. S. 15. „Dem (Wem) die Würde des Menschen nicht um Silber und „Gold, nicht um eine reich besezte Tafel „feil ist; dem (wem) von oben die Kraft „verliehen wurde, als Mensch zu denken „und zu handeln, der ehrt seinen Landesherrn, ist ihm ein treuer Unterthan, läßt „aber die dornige Rosenkette des Günstlings nicht um seinen freien Nacken „winden — —

(Was heißt das? Wird er den Befehlen eines Günstlings nicht gehorchen, oder wird er verschmähen, Günstling zu seyn? Beides wäre nun eben nicht unbedingt ein Zeichen eines edlen Charakters. Doch weiter!)

„Er naht sich den Großen dieses Erdballs (Den Elephanten oder den Bergen? Fürsten sind ja nicht Große des Erdballs, höchstens Große der Erde, das heißt der irdischen Staaten,) so wie dem Feuer —

— es wärmt den Klugen, versengt den Ehrgeizigen, (das Feuer?) verbrennt den bunten Schmetterling — — des Abends setzt er sich statt in den bepolsterten Sessel am Spieltisch, auf die steinerne Bank, die sein Großvater unter den dichtbelaubten Nußbaum in seinen teutschen Garten setzen ließ, schmaucht im Kreise der Seinigen seine Pfeife in Gottes stiller Abendluft, und schenkt seinem Nachbar, den Hang zur Geselligkeit zu ihm treibt, gesundes Bier und reine Wahrheit ein."

Welch' eine Schilderung! Der Verfasser begann einen Cato zu malen, und unter seinen Händen verwandelte sich dieser in — einen westphälischen Bauren. Wem die Würde des Menschen nicht feil ist, der — raucht in freier Luft Tobak und schenkt seinem Nachbar gutes Bier ein!!! Was ist darin für ein Zusammenhang? Fast kein einziger Zug charakterisirt richtig. Warum sollte, zum Beispiel, ein selbstständiger Mann nicht Karten spielen? Warum keinen sogenannten englischen Garten anlegen? Sie sehen das blinzelnde Auge und die zitternde Hand des Verfassers.

Glauben Sie indeß nicht, daß das Buch darum ganz schlecht sei. O nein, es unterhält ohne Unsinn, und ohne gradezu die Sitten zu beleidigen: und dies negative Verdienst ist bei dem jetzigen Zustande der schönen Literatur schon sehr viel werth. Wir sind in dieser beinahe so weit gekommen, wie die Montenegriner, heißt es, in der Moralität. Sagen sie von jemand, er ist ein Heiliger, so bedeutet das weiter nichts, als: er stiehlt nicht; — ein Spiegel der Ehre: — er mordet nicht von hinten. — In einem ähnlichen Sinne: das Buch ist gut.

Sieben und vierzigster Brief.

Herr Lorenz Stark, von J. J. Engel.
(Fortsetzung.)

The Nine inspire
And blefs their Critic with a Poets fire.
His own example strenghtens all his laws *).
Pope.

Erwarten Sie nicht, meine Freundin, daß ich Ihnen mit großem Enthusiasmus von diesem Werke sprechen werde. Eben weil ich es so sehr bewundere, weil ich nicht müde werden kann, es ganz eigentlich zu

*) Die Musen begeistern ihren Kunstrichter mit dem Feuer eines Dichters. Sein eignes Beispiel bestätigt alle seine Regeln.

studiren, werd' ich mich bemühen, mit der äußersten Ruhe davon zu reden. Ein so vollendetes, reines Kunstwerk, als der Lorenz Stark ist, gewinnt am meisten, wenn man es mit völliger Unbefangenheit untersucht, und — seinen Werth brauche ich ja nicht erst zu verkündigen. Ich würde gar nicht von ihm sprechen, wenn ich, nachdem ich an so vielen Werken dieser Gattung gezeigt habe, was man vermeiden müsse, die äußerst seltne Gelegenheit unbenutzt lassen dürfte, an einem zu zeigen, was man zu thun habe. Ein solches Beispiel überzeugt und belehrt mehr, als hundert theoretische Regeln.

Um ein Kunstwerk richtig zu würdigen, müssen wir den Zweck des Künstlers bestimmt ins Auge fassen: alles Detail ist nur in so fern schön oder häßlich, gut oder schlecht, als es dahin wirkt, jenen Zweck zu erreichen, oder ihn verfehlen macht. Die Probe, ob es den Namen eines wahren Kunstwerks verdient, ist, ob von jedem, auch dem kleinsten Umstande, ein Grund in der Absicht des Ganzen aufgefunden werden kann.

Engels Zweck bei diesem Romane war, uns das Bild eines reifen, edeln Mannes aufzustellen, der so vollendet ist, als er es in der wirklichen Welt seyn kann. Er wählt ihn aus dem Kaufmanns-Stande. Warum? In diesem hat der Mensch den weitesten Spielraum zu seiner Ausbildung; in diesem kann er am vollkommensten Schöpfer seines eignen Glückes seyn. In fast allen andern Ständen, besonders den höhern, tritt der Mensch gleich bei seiner Geburt in gewisse Verhältnisse, die ihn zu einem bestimmten Ziele hingäugeln: seine Ausbildung zweckt immer mehr dahin ab, ihn zum vollkommnen Gliede seines Standes, als zum vollkommnen Menschen zu machen. Der Kaufmann bestimmt seine Verhältnisse selbst durch seinen persönlichen Werth, und ist in seinem Wirkungskreise fast durch nichts beschränkt, als durch die bürgerlichen Gesetze.

Lorenz Stark hat sich sein Vermögen selbst erworben: er hat also Thätigkeit, selbstständige Kraft und Zutrauen zu sich. Er ist ein Greis, der jetzt bei einer mäßigen Wirksamkeit die Früchte seines frühern

Fleißes genießt. Das Werk seines Geschäft-Lebens ist gut geendigt: er kann also, ohne ängstliche Rücksichten, ganz seinem Herzen folgen, seinen ganzen Charakter als Mensch entfalten. Damit er volle Gelegenheit dazu finde, giebt ihm der Dichter die höchste rein-menschliche Würde: er macht ihn zum Familienhaupte, zum Hausvater.

Sie sehen, mit welcher sorgfältigen Ueberlegung Engel bei der Wahl seines Helden zu Werke ging, wie genau jeder Umstand erwogen wurde. Versuchen Sie es, eine jener Bestimmungen zu ändern, und Sie werden sogleich finden, daß der Spielraum des Dichters beengt, daß der Mensch in seiner Schilderung durch den Staatsbürger oder den Geschäftsmann beeinträchtigt wird. Jetzt lassen Sie uns untersuchen, wie er die Schilderung ausführte.

Die größeste Schwierigkeit bei solchen Werken ist die natürliche Haltung der Charaktere, das heißt, die Kunst, den Hauptzug derselben überall durchblicken zu lassen, und gleichwohl die Aeußerungen desselben jedem einzelnen Verhältnisse, in

das der Geschilderte tritt, gemäß zu modificiren. — Der Hauptzug in Lorenz Stark's Charakter ist edle Festigkeit, die sich auf Einsicht und Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit und seines Werthes gründet. Sichert ihn das vor Fehlern? O nein! Sein wohlgemuthetes Selbstgefühl macht ihn zum gutmüthig neckenden Spötter, und zum scharfen Sittenrichter; ja, er ist sogar von den eigenthümlichen Schwächen des Alters nicht frei: er hat einen unbedeutenden, werthlosen Menschen lieb, weil dieser ihm seine eignen Sittensprüchelchen wiederholt; er verlangt, daß Alles unbedingt nach seinem Willen gehe. Aber selbst in diesen Fehlern verläugnet er seinen Edelmuth und seinen hellen Verstand nicht. Hat er durch seinen Spott weh gethan, überzeugt man ihn, daß sein Urtheil ungerecht war, so sucht er es liebevoll wieder gut zu machen; er giebt nach, so bald man ihm beweist, daß die Ursache seines Widerstandes aufgehört hat, und so willig er die Schmeicheleien des flachen Specht anhört, ertheilt er ihm doch zugleich sehr ernste Weisungen.

Mit eben solcher Wahrheit und festen

Haltung ist er in seinen Familien-Verhältnissen geschildert. Er hat sein Mütterchen, das mit ihm alt geworden ist, sehr lieb, neckt sich gern mit ihr und erinnert sie mit innigem Behagen an längst verfloßne Jugendscenen: aber wenn sie etwas verlangt, das er für Unrecht hält, so äußert sich seine Liebe nur dadurch, daß er sie über seine abschlägige Antwort zu trösten sucht und argwöhnt er List an ihr, so wird er bitter.

Wie schön ist vorzüglich der feste Mann mit dem zärtlichen Vater verschmolzen. Er rügt mit Bitterkeit die Fehler seines Sohnes, und geräth doch bei der vermeinten Ohnmacht desselben in die größeste Unruhe; um ihn für den bezeigten Trotz zu strafen, willigt er in seine Entfernung und sorgt zugleich zärtlich für sein Fortkommen; er wird durch die Entdeckung, daß sein Sohn ein edler Mann geworden ist, bis zu Freudenthränen gerührt, aber er giebt ihm gleichwohl nicht eher seine Beistimmung zur Heirath, als bis er sich durch eine scharfe Probe überzeugt hat, daß der Sohn seine Frau nicht unglücklich machen werde. — Seine Tochter scheint seinem Herzen noch

näher zu stehen, als völlig gerathenes Kind, als Mutter seiner Enkel, als sein eigenes Nachbild. Auch hat sie so viel Zutrauen zu ihrer Gewalt über den geliebten Vater, auf den sie stolz ist, daß sie sich vermisset, ihn zu allem zu bringen. In der That kann er ihr fast nicht widerstehn, aber so bald er ihr kleines, schalkhaftes Complott durchschaut hat, spielt er nur mit ihr und folgt seiner Einsicht. — Den Schwiegersohn ehrt er als einen rechtlichen geschickten Mann, aber er weiß sich das väterliche Ansehen über ihm zu erhalten. Seine Enkel endlich — O, welche unübertreffliche Wahrheit ist z. B. in den Verweisen, die er ihnen über ihren Lärm und ihren Mangel an Andacht giebt, indeß ihm nichts so viel Freude macht, als sie toben zu sehn und er selbst, im Gebete, das Auge nicht von ihnen wenden kann.

Diesen längst entschiedenen und unerschütterlich festen Charakter contrastirte der Dichter sehr schön mit einem andern, der, wenn ich den Ausdruck wagen darf, erst seinen Schwerpunkt sucht. Es ist mit der Feststellung eines Charakters, wie mit dem

Gehenlernen der Kinder. Manche, die man sich selbst überließ, laufen schon in einem Alter, in welchem andre, die man immer trug oder gängelte, noch nicht ihre Füße vor einander zu setzen wissen. Aber früh oder spät: die ersten vier Schritte, die sie fast ohne etwas zu wissen, thun, um den vorgehaltenen Apfel zu erreichen, machen sie auf Lebenszeit zu Herrn ihrer Beine. Auf dem Punkte, diese ersten Schritte zu thun, steht der junge Stark. Bisher lebte er im Hause des Vaters, in den Geschäften, und von dem Erworbnen desselben, ohne daß ihn irgend ein lebhafter Reiz zur selbstständigen Kraftäußerung getroffen hätte. Er überläßt sich allem, und gehört eben deswegen nirgend hin. Das einzige Prononcirte in seinem Karakter war eine immer rege Empfänglichkeit: dieser zu Folge liebte er Spiel, Zerstreuung, Putz, wenn er dazu aufgefordert wurde, oder arbeitete, wenn ihm die Geschäfte nahe lagen. Erst die Versöhnungsscene am Bette seines Feindes erschütterte ihn tiefer; die bald nachher aufkeimende Neigung zu der Witwe desselben erhielt ihn seinem edeln Vorsatze treu. Jetzt hat er

eine Reihe von Monaten kraftvoll gewirkt; jetzt hat er Bewußtseyn eignen Werthes und eignen Vermögens: aber eh' er dieses zur Bestimmung seines Glückes anwenden kann, hat er noch einen schweren Kampf zu bestehen. Er muß seinen neuerlangten höhern Werth beweisen; er muß beweisen, daß er das Urtheil, die Behandlung, die er bis jetzt von seinem verehrten Vater mit Recht ertragen mußte — künftighin nicht mehr verdiene. Eben diese Schwierigkeit ist es die seine Kräfte noch erhöht, und so bald er sie überwunden hat, steht er für seine übrige Lebenszeit mit bestimmtem Gepräge da.

Die andern männlichen Charaktere sind unbedeutender, aber alle von gleicher Natürlichkeit und bis auf die kleinsten Züge mit gleicher Wahrheit dargestellt. Es sind nur alltägliche Menschen, aber so nach dem Leben getroffen, daß einem ist, als hätte man sie alle gekannt, als dürfe man nur ans Fenster treten, um sie vorüber gehen zu sehn. Alles spricht an ihnen und bei jedem kleinen Zuge, der von ihnen angeführt wird, erinnert man sich heller oder dunkler ihn

gesehen zu haben. Die spiralförmige Bewegung des Kopfes mit welcher der flache, kraftlose Specht grüßt; die Art mit welcher er dem Alten seine witzigen Einfälle wiedersagt, mit der er ihm auf die Schultern tappt, um ihm zu liebkosen; — die herzliche Theilnahme des alten Schlichts an dem Schicksale der Kinder vom Hause, die er von ihrem ersten Tage an, unter den Augen hatte und mit denen er immer noch gern ein Complotchen gegen den Hausherrn anzetteln mag; der Trotz unter dem er seine Furcht verbirgt, daß sein junger Herr ertappt werden möchte; die Sonntagsweste, die er anlegt wenn er zwar ein gewöhnliches Handlungsgeschäft, aber bei der Braut seines jungen Hausherrn abmachen soll; das Ansehn das er sich im Hauswesen giebt, weil er so lange zu demselben gehört hat: — alle diese dem Anscheine nach so kleinen Züge, sind Beweise, daß der Lorenz Stark das lang überdachte Werk eines hellsichtigen Menschenbeobachters ist und eines Meisters in der Kunst. — Nur eine einzige Aeußerung des elenden Specht scheint mir zu weit getrieben — ich sage s c h e i n t, denn

wenn man in einem Werke von Engel einen Fehler zu entdecken glaubt, thut man vorläufig am besten, nicht bestimmt zu entscheiden, ob er im Werke oder — im Auge des Sehenden liege. — Es ist nehmlich völlig in der Natur eines Menschen wie Specht, daß eigentlich die vielen Ballen und Frachtwagen es sind, die ihm die große Ehrfurcht gegen seinen Gönner einflößen: aber sollte selbst er sich das deutlich sagen können, ohne sich vor sich selbst zu schämen? Und sollte es nicht etwas zu — prononcirt seyn, wenn Engel ihn in der Verwirrung gar beichten läßt, daß jene Dinge ihm den Muth zum Widersprechen niederschlagen? —

Eben die Natürlichkeit und Wahrheit, wie in den männlichen Charakteren, finden Sie in den weiblichen. Die alte Frau Stark, die ihren Mann herzlich liebt und ehrt, und doch immer über ihn zu klagen hat; die ihm in allem nachgiebt, aber, wenn er ihre weibliche Eitelkeit beleidigt, auch wohl den Muth hat, ein saures Gesicht zu ziehen und aus dem Zimmer zu gehn: wer kennt die gute Matrone nicht? Die Doktorin scheint beim ersten Blick

wenig von jener zarteren Weiblichkeit zu haben, die man eigentlich das Leidende, Furchtsame ihres Geschlechts nennen sollte: aber sie ist nie unglücklich gewesen, sie hat das heitere, kräftige Temperament ihres Vaters, sie muß also auch die ringfertige Entschlossenheit zeigen, die sie zu seinem Gegenbilde macht. Welche Weiblichkeit übrigens in der Art, wie sie den Reizen und der Pädagogik ihrer leidenden Freundin Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne sich etwas zu vergeben; in der Schlauheit, mit der sie die Frau Lyk ausforscht, und wiederum in der Parteilichkeit für ihr Geschlecht, mit der sie ihrem Bruder das Resultat ihres Forschens verbirgt, wiewohl ihr Gatte es im Schlafzimmer erfährt. Das ganze weibliche Herz lag vor dem Verf. offen da: er weiß, was in jedem Fältchen desselben versteckt liegt. — Anziehender noch als die Döktorin ist für das Herz, die Frau Lyk, die alles das Zarte und Weiche besitzt, das jener zu fehlen scheint: aber sie ist doch nur eine Nebengestalt in diesem Werke, und ich gehe an ihr vorü-

der, um zu der Fabel des Werkes zu kommen. —

Soll der Zufall in einem Romane mitwirken? Göthe sagt im Wilhelm Meister irgendwo, wenn ich mich recht erinnere: „er möge es!" Ganz recht! Er möge es, wenn der Dichter sich nicht anders zu helfen weiß, aber kann er ihn vermeiden, so zeigt er sich gewiß als besserer Künstler. Ein Zufall heißt in einem Romane eine Begebenheit, die nicht in der Fabel des Werks motivirt wird: was soll eine solche in einem Kunstwerke, in welchem der Künstler es ganz in seiner Gewalt hat, nichts ohne Motiv geschehen zu lassen? Es ist kaum zu vermeiden, daß er seiner Schöpfung dadurch den Anstrich der Abentheuerlichkeit giebt. — Man kann die Romanen-Dichter mit den Schachspielern vergleichen. Stümper oder Meister: aufsetzen müssen sie ihre Steine erst; aber dann, — welch ein Unterschied in der Art, mit der beide ferner zu Werke gehn. Der erste thut zwanzig Züge, bei denen er gar keinen Plan hat, bloß weil sie ihm einfallen; macht zwanzig Pläne und giebt sie wieder

auf. Der andre hingegen entwirft sich gleich anfangs einen Plan, nach dem er diesmal spielen will, behält ihn immer vor Augen, und sieht jeden Zug, bei dem er nicht seinem Zwecke näher kommt, für fehlerhaft, für einen Verlust an. Beide gewinnen oder verlieren am Ende, aber jener blindlings-tappend, dieser als ein besonnener Künstler, und wenn die Zuschauer den ersten bald mit Widerwillen verlassen, fesselt die überlegte Zweckmäßigkeit im Spiele des Leztern, sie ans Brett. — So ist's im Lorenz Stark. Nachdem der Verf. die Charaktere und die Verhältnisse, in die er sie gegen einander setzen wollte, bestimmt hatte, geschieht im ganzen Buche nichts, was nicht solche Menschen in solchen Verhältnissen durchaus thun mußten. Es versteht sich, daß hier nur von dem Rede seyn kann, was die Hauptpersonen thun, denn z. B. auch das motiviren zu wollen, daß Horn die Bezahlung des Wechsels fordert und Specht grade dazu kommt, als der alte Stark mit dem Doktor spricht, hätte ein zu ängstliches Aussehn gehabt.

Was den Inhalt der Fabel betrift, auch

auf ihn brauche ich nur hinzudeuten, um seine sorgfältige Zweckmäßigkeit bemerken zu lassen. Konnte der Charakter eines edlen weisen Mannes als liebevoller aber fester Hausvater, vollkommner und schöner entwickelt werden, als in einem Zwiste mit seiner Familie, die er so innig liebt, und die so ganz an ihm hängt? Aber freilich, die Behandlung mußte äußerst zart seyn, durfte nur von einem Meister unternommen werden.

Lassen Sie uns jezt einen Blick auf die Schilderung der einzelnen Scenen werfen. Rufen Sie Sich einige ins Gedächtniß zurück, z. B. die in denen Specht und Schlicht figuriren, jene in der die Familie den Alten mit gesammter Hand überzieht, jene, wo die Doktorin die Frau Lyk ausforschen will, vorzüglich aber die vortreffliche Schlußscene, in welcher Vater und Sohn sich versöhnen: Sie werden gestehen, der Dichter hat es ganz in seiner Gewalt, ein daurendes Lächeln auf unsre Lippen, oder Thränen in unsre Augen hinzuzaubern, wie es ihm beliebt, — ja, beides zugleich, wenn er es will, wie z. B. in jener Scene, da der al-

te Stark den Enkel seines längst verstorbenen Freundes auf den Tisch stellt und mit Entzücken die Züge des Großvaters in dem Gesichte des Kindes entdeckt. Und wie verfährt er dabei? Ganz einfach. Ohne seinen Ton zu verändern, ohne im geringsten die Absicht zu verrathen, als wenn er diese oder jene Wirkung auf uns thun wolle, stellt er allmälig eine Menge kleiner malerischen Züge neben einander hin, bis die Scene vor unsern Augen da ist; berührt er, oft durch ein einziges Wort, bald diese, bald jene Saite des Herzens, bis wir mit ganzer Seele selbst in dem Vorgange leben. Schlagen Sie nach, lesen Sie noch einmal, und Sie werden sehn, wie sehr ich Recht habe. Gehen Sie die Gespräche durch. Wie die Glieder einer Kette folgen die Gedanken und Empfindungen eng geschlossen aus einander, jeder und jede natürlich, und grade so ausgedrückt und nüancirt, wie es der sprechenden Person angemessen ist. Was könnten die meisten unsrer alten und jungen Romanenschreiber aus diesem Buche lernen, — wenn sie zu lernen verständen.

Am meisten bewundere ich Engel wegen

des Tones in welchem er die Geschichte vorträgt und der festen Haltung desselben. Jeder Gegenstand hat seinen eigenen Ton, durch den er erst ganz werden kann, was er soll: aber nur Meister ahnen die Schwierigkeit, ihn immer zu treffen. Der größte Theil der Schriftsteller kennt nur einen, in welchem sie alles herleiern, was sie vortragen. Andre überlassen es ihrem Gefühl, welchen sie anstimmen sollen. Es ist gewöhnlich ein sicherer Leiter für den Anfang: aber auf dem Wege entschlüpft seine Hand oft dem Geleiteten, und nur einsichtsvolle Kunst kann diesen dann vor Verirrungen sichern. — Um ganz zu fühlen, wie wichtig es ist, den rechten Ton zu treffen, denken Sie Sich den Lorenz Stark, in einem pathetischen vorgetragen, oder in einem komischen, oder auch nur in einem ernsten, edlern? Immer wird die Geschichte lächerlich, gemein, oder trocken und langweilig. Eine Begebenheit aus dem wirklichen Leben, aus der bürgerlichen Sphäre, so einfach und natürlich, daß sie sich täglich zutragen könnte, zwischen Menschen, dergleichen es, den alten Stark nehme ich

aus, überall giebt, durfte schlechterdings nur auf diese scheinbar leichte launigte Weise erzählt werden, um zu interessiren: — ich sage „scheinbar leicht," denn trotz den kleinen Nachlässigkeiten selbst in der Sprache, glauben Sie mir, alles, selbst diese Nachlässigkeiten, sind so reif überlegt, so sorgfältig auf den Eindruck, den das Ganze machen soll, berechnet, wie die natürlichen Locken, Mesdames, in denen ihr Haar zuweilen auf ihren Busen herabfließt. — Vergleichen Sie nur Engels Styl und Vortrag in seiner Mimik und in seiner Entzückung des Las Casas mit dem in diesem Romane, und Sie werden fühlen, daß die Sprache für Engel — ein Instrument mit Zügen ist, dem er, wie es der Gegenstand heischt, jetzt den Ton einer Flöte, jetzt einer Harfe u. s. w. zu geben versteht. —

Es ist eine Wirkung, welche ganz gelungene Werke in der Regel hervorzubringen pflegen, daß es einem, wenn man sie in ihrer Vollendung vor sich dastehen sieht, ist, als könnten sie gar nicht anders seyn, als verstünde sich alles an ihnen von selbst. Für das Werk ist diese Empfindung der

höchste Lobspruch, aber sie verleitet die Leser nur zu leicht, dem Meister nicht die volle Bewunderung zu zollen, die ihm gebührt. Weil sie keine Misgriffe sehn, vergessen sie, daß Misgriffe möglich waren, daß sie nur durch einsichtsvolle Kunst vermieden werden konnten. Als ich vor einigen Tagen mit einem übrigens sehr hellen Kopfe über den Lorenz Stark sprach, ließ er diesem Werke zwar Gerechtigkeit widerfahren, aber gab mir zugleich zu verstehen, daß ich seine Schönheiten doch ein wenig zu mikrologisch zergliederte, vorzüglich in Rücksicht auf den Charakter des alten Stark und auf die Verhältnisse, in die ihn der Verfasser gesezt hat. „Wollte Engel einen edeln Hausvater schildern, konnte er ihm einen andern Charakter, als diesen, geben? Wollte er seine Denkungsart durch Handlungen in seinem Hause sichtbar machen, konnte er ihn anders situiren, als gegenüber einer Familie, mit der er in einer Art von gutmüthigem Zwiste steht?" Das vollkommen-Rechte, antwortete ich ihm, ist immer das Ei des Columbus, das jedermann auf die Spitze stellen kann, so bald man nur weiß, wie?

Aber dieses „Wie?“ zuerst herauszufinden: das ist die Sache. Wollen Sie sich überzeugen, wie leicht es möglich war, hier Fehlgriffe zu machen, so sehen Sie die Schilderung eines Hausvaters an, die ein andrer großer Schriftsteller, die Diderot vor vierzig Jahren gab. Sein Hausvater ist ein alter Graf, der seinen Stand und sein Vermögen ererbte; der in seiner Jugend wider den Willen seiner Eltern heurathete und nun seinem Sohne nicht erlauben will, es wider den seinigen zu thun; ein weicher Empfindler, der mit seiner Familie durch Sentiments und Thränen kämpft, und nicht Muth genug hat, zu siegen; der sich in seinem eignen Hause, um einer künftigen Erbschaft willen, von einem alten Verwandten tirannisiren läßt. Auch er steht einer Familie gegenüber, deren Wünsche nicht mit den seinigen übereinstimmen: aber die Abentheuerlichkeiten die sein Sohn und der Geliebte seiner Tochter begehn, abgerechnet, ist das Recht und Gefühl auf ihrer Seite, auf seiner nur das Vorurtheil wider eine sogenannte Mesalliance. Die Verwikkelungen sind abentheuerlich. — „Genug!

sagte mein Freund, der ein fast leidenschaftlicher Verehrer Diderots ist. Engel hat im höchsten Grade der Vollkommenheit geleistet, was selbst einem Diderot mislang. Wir wollen die Schonung haben, gar nicht zu untersuchen, wie tief fast alle unsre gepriesensten Menschenschilderer unter ihm stehn geblieben wären.'' — Genug, sage auch ich, und freue mich, daß ich die Kraft hatte, von einem Gegenstande, der mich so sehr erwärmte, mit Ruhe zu sprechen.

Acht und vierzigster Brief.

Octavia, ein Trauerspiel von August von Kotzebue.

Le secret est de plaire et de toucher.
Boileau.

Die literarischen Schicksale dieses Dichters sind beinahe eben so sonderbar und wechselnd gewesen, als seine bekannten bürgerlichen. Er trat auf mit seinem berühmten Schauspiele Menschenhaß und Reue, und es war sogleich nur Eine Stimme des Lobes über ihn. Mochte hier und dort ein Kritiker den Kopf schütteln und rufen, — was sich von der Ilias so gut wie von jedem andern Kunstwerke sagen läßt: „das Werk hat Fehler!" Die Neuheit des Gegenstandes, die Lebendigkeit der Charaktere, die rührenden Situationen und Züge, die

es enthält, machten es für eine lange Zeit zum Liebling jedes Deutschen Publikums, das Gelegenheit hatte, sich vor einer Bühne zu versammeln. Ein Paar folgende Stücke von ihm waren schon fast mit eben dem Beifalle aufgenommen worden, als er sich durch den Enthusiasmus der Freundschaft zu einer jugendlichen Unbesonnenheit hinreißen ließ, die mit einemmale jeden, der nur eine Feder hatte, zu seinem Feinde machte. Einstimmig tönte nun von allen kritischen Richterstühlen das feindseligste Urtheil der Verwerfung gegen ihn, er mochte schreiben, was er wollte. Es war herrschende Mode, ihn zu hassen, und ununtersucht galt alles was er nur gab, für armselig. Eine Zeitlang vertheidigte er sich mit muthigem Wizze, und war nicht selten seinen Feinden überlegen: doch ein witziger Einfall, der keine Lacher findet, ist ein Schuß ins Blaue. Alles was in der Literatur mitsprach, war gegen ihn, und lachte also nicht: das Witzigste was er sagte, erregte nur neuen Grimm, und jede Armseligkeit, die gegen ihn gesagt wurde, trug man im Triumph umher. Endlich hörte er auf, sich verthei-

digen zu wollen, und überließ seine Werke ihrem Schicksale. Er konnte es ziemlich ruhig thun. Ungeachtet des allgemeinen Anathema, waren seine Schauspiele immer diejenigen, welche am sichersten jedes Parterre füllten, und seine andern Schriften wurden mit Begierde gelesen. —

Allmälig sank der Goll, und schon fing man an, ihn weniger zu verfolgen, als sein „Menschenhaß und Reue" in London und Paris mit eben so großem Beifalle aufgenommen wurde, wie vormals in Deutschland, und bald auch die Uebersetzung seiner übrigen Stücke veranlaßte. Das war unerhört; das konnte der Haufe mittelmäßiger Köpfe, der gewohnt war, seinen Ruf zu mishandeln, nicht ertragen, und ein neues Geschrei erhob sich gegen ihn. Indeß war es weniger bedeutend. Hatte vormals — die Wahrheit zu sagen, verdiente — Rachsucht gegen ihn getobt, so that es itzt der Neid: und des Neides sind nur elende, kleine Menschen fähig. Bald ward man der Verächtlichkeit seiner neuen Feinde inne; er schlug sie durch den hyperboreischen Esel nieder, und jetzt scheint der Zeitpunkt her-

an zu nahen, da man endlich seinem ausgezeichnet großen dramatischen Genie volle Gerechtigkeit wird widerfahren lassen.

Ich sage, er scheint heran zu nahen, denn freilich, da ist er noch lange nicht. Noch ist es beinahe eben so gefährlich, ihn mit der verdienten Bewunderung zu loben, als es vor einem Jahre war, nur den Gedanken zu äußern, Göthe könne Fehler machen. Ich habe das Letztere indeß gewagt: warum sollte mir der Muth fehlen, auch die unerhörte Untersuchung zu wagen: ob dieser Dichter dem drei oder vier Nationen so unendlich viele genußreiche Stunden verdanken, nicht — ein vortrefflicher Dichter sey? — Eh' ich indeß es sage und beweise, erlauben Sie mir, meine Freundin, mich mit einigen Jemanden die eigentlich moralische Niemande sind, abzufinden, und ihnen ihr Spiel zu verderben.

Es giebt nehmlich einen Haufen vermeintlich schlauer, feinnasiger Burschen, die unaufhörlich im Publikum, in jedem Buchladen und in jeder Klatsch-Cotterie nach Neuigkeiten herumschnobern und triumphiren, wenn sie zu einem Benehmen, dessen sie

nicht fähig sind, eine Veranlassung ersinnen können, die den Beobachteten eben so klein erscheinen läßt, als sie selbst sind. Ein halbes Dutzend solcher Menschen erzeigt mir, seit dem Anfange dieser Briefe, die Ehre, mich zum ganz besondern Gegenstande ihrer cosmopolitischen Bemühungen zu machen. Nicht genug, daß sie alle Monate einige Anekdoten, von deren Möglichkeit ich nichts ahne, mit sinnreicher Mühe — fabricirten und ihren Klatschbasen u.s.w. zum Thee servirten, nein, sie wußten bis izt fast von jeder nachtheiligen oder lobenden Recension, die ich in diesen Briefen gab, eine persönliche Ursache anzugeben. Sie wußten, woher der Groll käme, der mich verhinderte, vor Göthen anzubeten, oder den Wallenstein fehlerlos zu finden; wußten, wo ich jeden Gedanken, der irgend jemand frappirte, aufgefangen hatte, — ja, zuweilen waren sie selbst es gewesen, die mir ihn zugeraunt hatten. Diese Menschen nun, werden höchst wahrscheinlich auch irgend einen außerliterarischen Anlaß dazu finden, wenn ich — nicht etwa Kotzebue für den ersten dramatischen Dichter Deutschlands erkläre, denn ich

weiß wohl, daß ich diese Palme nicht zu vergeben habe; sondern nur — gestehe, daß ich kein deutsches Schauspiel kenne, daß in vielen eigentlich dramatischen Rücksichten, dieser Oktavia an die Seite gesetzt werden kann. Damit nun besagte Herren nicht lange um etwas, das sie deuteln können, verlegen sind, will ich ihnen nur gleich sagen, daß Kotzebue mein Freund ist. Die unmoralische Veranlassung der ungeheuren Blasphemie gegen Wallenstein und Maria Stuart, Clavigo und Egmont, ist also in die Augen fallend. — Sie mögen das Geständniß verarbeiten, ich aber wende mich indeß zu Ihnen, meine Freundin, um meine Meinung mit Gründen zu belegen, Ihnen zu sagen, was ich in diesem Stücke vortrefflich finde, eben so aufrichtig aber, was mir an demselben fehlerhaft, sehr fehlerhaft, scheint.

Lassen Sie uns damit anfangen, daß wir, ohne Rücksicht auf die Geschichte zu nehmen, den Stoff dieses Trauerspiels betrachten.

Die beiden mächtigsten Männer ihres Zeitalters haben gemeinschaftlich fast die ganze ihnen bekannte Erde unterjocht. Sie

werden über die Theilung dieser ungeheuren Beute uneins. Nach einem blutigen Kriege ist endlich der Glücklichere dahin gekommen, den Andern in seiner Residenz einzuschließen, und unter den Mauren derselben soll itzt eine letzte Schlache entscheiden, nicht nur wer Herr der Welt seyn, sondern wer von ihnen noch einen Tag erleben solle. Gestehen Sie der Moment ist erhaben: unendlich erhabner als jener da, im Wallenstein, ein Feldherr der eine Empörung macht, von seinem Heere verlassen wird, oder jener in der Maria Stuart, da eine regierende Königin eine abgesetzte will enthaupten lassen. Doch, den Gegenstand mit Einsicht zu wählen, ist nicht genug, ist ein sehr kleines Verdienst, wenn man ihn nicht auch auf eine würdige Art zu benützen weiß: also weiter!

Um Wallensteins Empörungsgeschichte dem Herzen interessant zu machen, giebt der Dichter ihm eine Tochter, seinem Gegner aber einen Sohn. Die jungen Leute lieben sich, werden getrennt und suchen nun den Tod, ohne daß alles dieses Einfluß auf die Haupthandlung des Stückes hat. Bes-

ser ist die zärtliche Intrigue in Maria Stuart mit der Staatsaktion verwebt: der Günstling der einen Königin ist der geliebte Liebhaber der andern; er sucht den Tod der letztern durch Ränke aufzuschieben, wird durchschaut und verdammt, Zeuge ihrer Hinrichtung zu seyn. — Wie dagegen in der Oktavia? Die Schwester des einen Triumvirs ist die verstoßene Gattin des andern. Der Schimpf der ihr von ihrem Gemahle widerfuhr, ist der Vorwand des Krieges, den ihr Bruder gegen ihn führt. Sie ist also eine wichtige Person in der politischen Handlung selbst. Am entscheidenden Tage erscheint sie. Sie weiß, daß der Mann, der sie schimpflich verstieß, in den Armen einer Buhlerin schwelgt: aber sie läßt nicht ab ihren Bruder anzuflehn, bis er sich entschließt, sich mit ihm zu versöhnen. Mit der größten Gefahr ihres Lebens dringt sie zu diesem selbst durch, und weiß ihn durch die edelsten weiblichen Ueberredungskünste zu erweichen, friedlich zu stimmen, zu gewinnen. Sie wird von seiner Buhlerin gemishandelt, verjagt: noch bleibt sie ihrem Vorsatz treu, ihn zu retten und da er gefallen

fallen ist, hält nur Mutterliebe sie ab, ihm in den Tod zu folgen. Sie sehen: das eigentlich Tragische, das Leidenschaftliche ist hier nicht Zugabe, sondern macht die Handlung selbst; ist nicht in das Stück verwebt, sondern der Inhalt desselben. Und welch eine Leidenschaft handelt hier! Nicht eine jugendliche Schwärmerei, wie jene die Thekla und Piccolomini beseelt; nicht eine versteckte, halb sinnliche, halb ehrgeitzige Neigung, wie in der Maria: es ist der heroische Enthusiasmus einer Gattin für ihre Pflicht; einer Römerin für ihr Vaterland. Es braucht also wohl nicht erst gesagt zu werden, welches von den drei Trauerspielen, den erhabensten, und folglich den am meisten tragischen Stoff hat.

Aber wie ist er behandelt? Wir wollen untersuchen.

Die wichtigste Pflicht des dramatischen Dichters ist, ihn nach einem solchen Plane zu formen, daß durch Einheit der Handlung auch die Einheit des Interesse erhalten werde, und daß das Stück nicht länger daure, als das Interesse. In Rücksicht des Wallenstein werden Sie Sich erinnern,

daß ich Ihnen bewies, er habe ein durchaus gespaltenes Interesse. In der Maria Stuart ist wenigstens eine doppelte Intrigue, und die eigentliche Handlung ist lange vor dem Stücke beendigt. In der Oktavia ist durchaus nur Eine Handlung, der Kampf einer edlen Gattin mit einer Buhlerin, um ihren Gemahl, den Vater ihrer Kinder, vom Untergange zu retten, und erst in der letzten Scene wird ganz entschieden, wer von ihnen den Sieg davon trägt. Auch hierin also steht die Oktavia über den beiden, in andern Rücksichten freilich mit Recht, hochgepriesenen Schillerschen Stücken. Eben das würden Sie zugestehen müssen, wenn ich mich hier darauf einlassen könnte, in den einzelnen Scenen dem Gange der Handlung nachzuspüren. Wie viel müßige hat der Wallenstein, und selbst Maria! Die Oktavia hat keine einzige, die kurzen, in denen der Augur erscheint, vielleicht abgerechnet; ja, ich möchte fast mit Gewißheit behaupten, sie habe sehr wenige ganz entbehrliche Reden. Ich habe eine französische Uebersetzung nach dem Wiener Theater-Manuskript vor mir, in der manche sehr

beredte und wohlklingende Stelle steht, die der Verfasser nachmals weggestrichen hat, weil sie nicht völlig nothwendig war. Dafür hat sein Stück aber auch, einige wenige Scenen ausgenommen, fast überall einen raschen, fortreißenden Gang. Doch ich will mich nicht länger bei dem Plane aufhalten, da ich weiterhin doch noch einmal von ihm sprechen muß. Ich komme zu den Charakteren.

Sie erinnern Sich, daß ich an Wallenstein selbst das Schwankende, Unsichre rügte, das uns ungewiß läßt, ob er ein Schwächling oder ein großer Mann ist. Es darf keine Frage davon seyn, ob Wallenstein wirklich so war: genug, so taugte er nicht für das Theater Er taumelt unaufhörlich: kein Wunder, daß der Dichter zehn Akte brauchte, um ihn ans Ziel zu führen. Eben diese Unbestimmtheit finden Sie im alten Piccolomini wieder: eine Tag- und Nacht-Larve, deren eine Seite die andre nicht errathen läßt; und wieder finden Sie sie im Grafen Lester, und im Mortimer. Kotzebue hat diese Klippe vermieden. Er zeigt uns an jedem Charakter

bestimmt die Seite, die in die Handlung gehört, doch ohne ihn deshalb zu einer moralischen Maske zu machen, die kein Minenspiel vermag. Oktavia hat den erhabensten weiblichen Heldensinn, aber sie verräth auch neben ihren erhabensten Aeußerungen, Schwächen, die uns jene natürlich machen. Ihr gegenüber steht Cleopatra, mit eben so prononcirten Zügen der Geistesstärke, aber zugleich der Verworfenheit des Herzens. Cäsar ist ein entschiedener Herrschsüchtiger, der nur auf einen Augenblick zum sanftern Gefühl herabgeschmeichelt wird, aber den ersten Anlaß begierig ergreift, seine wahre Gestalt wieder anzunehmen. Antonius ist ein schwankender Coloß, ein Mann von großem Geiste, aber schwachem Herzen, durch die Unstätigkeit seiner Gefühle unfähig, etwas selbstständig zu wollen oder zu seyn. Ventidius, Eros, selbst Charmion: — jede handelnde Person kündigt beim ersten Blicke an, was sie ist. So muß es im Drama seyn, denn seine Bestimmung ist nicht psychologische Zergliederung, sondern Vergegenwärtigung einer Handlung. Der Roman kann sich darauf einlassen,

die Umgestaltungen der Charaktere zu entwickeln: das Drama aber darf nur die Umwandlungen der Gefühle und Leidenschaften in bleibenden und entschiedenen Charakteren darstellen. —

Der Raum zwingt mich, hier abzubrechen. In dem künftigen Hefte werd' ich zur Zergliederung der einzelnen Scenen übergehn, ohne weiter Vergleichungen anzustellen. Nur da will ich, um nicht parteiisch zu scheinen, wieder auf die Schillerschen Stücke zurückkommen, wo ich nun auch sagen kann: hierin steht die Oktavia unter ihnen.

Neun und vierzigster Brief.

Taschenbuch für 1802. (Braunschweig bei Vieweg.)

Wenn doch für alle Bedürfnisse des Publikums so treulich gesorgt würde, als für diejenigen, die es nicht hat. Vier Monate vor Abfluß des alten Jahres erscheinen schon die Taschenbücher, die man im

neuen Jahre — sich wohl hüten wird, in den Taschen herum zu tragen: niedliche Dinge, um die es Schade wäre, wenn man sie brauchen wollte, und die auch wirklch als Taschenbücher nicht nutzbarer sind, als — ein Hammer von Porzellan.

Das vorliegende hat übrigens ganz die Mine darnach, auch in Rücksicht der Eleganz und des Werthes unter seinen Brüdern zu bleiben, was es in Ansehung seines Erscheinens ist: das erste. Alles ist an demselben mit Geschmack und Einsicht gewählt und geordnet und auch sein schriftstellerischer Inhalt hat hohen Werth.

Sein Putz besteht in elf Kupferblättern und vierzehn Vignetten, fast alle mit der äußersten Schönheit gezeichnet und gestochen. Sie zeigen eine Reihe von öffentlichen Feierlichkeiten bei verschiedenen Völkern. Auf dem ersten Blatte sieht man den religiösen Cultus in seiner frühesten Gestalt: eine Hirtenfamilie, die den Erstling ihrer Heerde vor einem Schnitzbilde zu opfern kommt. Das elfte stellt uns in einer neufränkischen Kirche den Gottesdienst in seiner Auflösung dar: ein Municipal-Beamter hält vor ei-

ner schlafenden schwatzenden oder sonst beschäftigten Gemeinde eine Rede. Vor ihm steht ein verhülltes Crucifix zwischen den Büsten Voltairens und Rousseaus. Auf den andern Blättern finden wir Griechische, Römische, Deutsche und Französische Feierlichkeiten dargestellt. Die Idee einer solchen Gallerie ist schön: ob aber auch dazu geeignet, daß man ihre Ausführung auf Duodezblättchen versuchen durfte, — ist eine andre Frage. Die Künstler haben alles geleistet, was man von ihnen fordern konnte. Ihre Schuld ist es nicht, wenn die Gruppen auf manchem Blatte im Verhältniß zum dargestellten Gegenstande, zu ärmlich ausfielen, und manches wieder zu ängstlich überladen ist. — Die Erklärung der Kupfer ist mit vielem Geiste geschrieben; nur an ein Paar Orten stößt man auf gesuchten und unpassenden Witz, z. B. wenn als Grund zu jenen Abbildungen angegeben wird, die Anordnung von Festen unterscheide die Menschen von den Thieren; oder wenn, bei der erwähnten Stellung des Crucifixes darauf angespielt wird, Christus sey wieder

zwischen Schächer gerathen. O, zählte doch Deutschland diese Schächer zu den seinigen!

Der erste schriftstellerische Artikel heißt: „Eloise. Ihr Charakter. Nenien an ihrem Grabe.“ Von Herder.

Eigentlich ist es eine Ehrenrettung Eloisens gegen Popen, die — mich beinahe hinreißen könnte, wieder eine Ehrenrettung Popens gegen Herder zu schreiben. Mit jener edlen Herzenswärme, welche die Verehrung gegen seinen Geist bei allen die ihn näher kennen, in fast enthusiastische Liebe verwandelt, eifert er dagegen, daß Pope in seiner berühmten Epistel Eloise, nach seinem Ausdrucke, „als eine Lüsterne, eine heuchelnde Buhlerin im Nonnenkleide,“ sprechen lasse. Er nennt dies „eine entehrende Lüge,“ und stellt dann nach den noch vorhandenen Briefen Eloisens eine Schilderung dieser eben so edlen als unglücklichen Frau auf, die sie freilich in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt, als die Popische Epistel. — Die kleine Schrift ist von Herdern: das heißt, wie Sie wissen, hinreißende Beredsamkeit trägt in ihr gefühlvoll vor, was der helleste Verstand erkannte und die lebenvolleste

Phantasie verherrlichte, — aber — aber — das macht die Ungerechtigkeit nicht gut, die Herder gegen Pope beging.

Herder folgte bei seiner Charakteristik den Briefen, die von Eloisen geschrieben seyn sollen und zwar in ihrem spätern Alter. Pope, auch wenn er jene Briefe nicht für untergeschoben hielt, hatte eine unbestreitbarere Urkunde vor Augen: das menschliche Herz, wie man es täglich sieht. — Herder erblickt in Eloisen eine ehrwürdige Tugendheldin, die über dem Einfluß der Sinnlichkeit erhaben ist; — Pope, ein junges liebetrunkenes Mädchen, dem es freilich sehr Ernst ist, Meisterin ihrer Sinnlichkeit zu werden, das aber noch nicht dahin gelangen kann. Wahrscheinlich sind beide Schilderungen ihr, nur in verschiedenen Altern, gleich ähnlich gewesen. Pope fehlte darin, daß er die Matrone wie ein junges Mädchen sprechen ließ: aber sollte Herder nicht auch einen kleinen Fehlgrif gethan haben, wenn er das junge Mädchen nach den Aeußerungen der Matrone beurtheilte? Fehlgriff gegen Fehlgriff gerechnet, zeigt Herder freilich durch die Art des seinigen,

daß er dem kränklichen, unglücklichen Hagestolz, der die Weiber immer geringschätzte, wo nicht verachtete, weit an eigentlichem Seelenadel überlegen ist: — nur eine entehrende Lüge ist es nicht, wenn Pope das weibliche Herz, wie er es kannte, in einer bestimmten Situation schilderte und nun den Namen aus der Geschichte über das Gemälde setzte, der ihm der passendste schien. Weit entfernt, daß er seine Gedanken Eloisen wirklich unterschieben wollte, würde er sehr dawider protestirt haben, hätte man ihn beschuldigt, in seiner Epistel wären die meisten einzelnen Züge aus ihren Briefen entlehnt *).

Die Nenien bestehen aus einem Wechselgesange, den Eloisens Zöglinge an ihrem Sarge anstimmen. Die Hauptzüge aus ihrem Leben und ihren geäußerten Empfindungen werden darin poetisch wiederholt, und bilden ein Gemälde, das — Pope hätte seine Epistel als eine Entweihung eines heiligen Namens vernichtet, wenn er jenes

*) Diese trefliche Charakteristik ist durch einige häßliche Druckfehler verunziert worden. So steht darin, Eloise sey 1763 gestorben. Lesen Sie statt dessen 1163.

gelesen hätte. Wir wollen zufrieden seyn, daß er es nicht konnte. Sie ist von einer entzückenden Schönheit.

Der zweite Aufsatz: Eigner Schade macht für andre klug. Ein dramatisches Sprüchwort von Huber.

Die Idee dieses kleinen Drama ist sehr artig, der Zweck desselben verständig, der Dialog leicht und natürlich: mehr darf man von einer Spielerei dieser Art nicht fordern.

Pauline Dupuis von Huber, nimmt den dritten Platz ein: eine schauderhafte Geschichte, deren Heldin als Göthens Mignon zu einem reifern Alter gelangt, angesehen werden kann.

Ein schönes, geistvolles Mädchen wird in seinem dreizehnten Jahre von einem Mönche entführt, durch weite, rauhe Umwege nach Rom geschleppt und dort auf eine höchst schändliche Weise behandelt. Ein glücklicher Zufall rettet sie aus seinen Händen, ehe er sie ganz zu Grunde richten kann: aber die schrecklichen Scenen, die sie durchgehen mußte, haben ihre Phantasie krankhaft-reizbar gemacht, haben ihre Ge-

fühle überspannt, ihrem Geist eine verschobene Richtung gegeben, von der sie keine veränderten Verhältnisse mehr heilen können. Sie liebt den jungen Mann der sie rettete, mit einer fast wahnsinnigen Leidenschaft, aber sie verweigert ihm ihre Hand, weil sie sich seiner unwürdig glaubt. Endlich giebt sie sich ihrer Leidenschaft hin und büßt es gleich nachher durch Gift ab.

Die Geschichte ist schön und fließend erzählt; die Scenen sind lebendig aber zart gemalt. „Liegt ihr eine wahre Begebenheit zum Grunde?" Was kommt darauf an: sie ist mit künstlerischer Einsicht angelegt und durchgeführt. — „Ist die Schilderung der Heldin psychologisch wahr, oder nur wahrscheinlich?" Wer das verneint, dem wünsche ich zu seiner — Gesundheit Glück. Wer es unbedingt bejahet, den bedaure ich. Um gewisse Seelen-Leiden nur für möglich zu halten, muß man sie, wenigstens in einem geringern Grade, empfunden haben, und der leichteste Grad der hier geschilderten, muß eine Hölle seyn. Ich wage weder Ja noch Nein!

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merkel, Garlieb Helwig,

Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur

Bd.: 3

1801

Coburg, Landesbibliothek -- B I 10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915520-3